

Hinter dieser Tür ...

Kreativer Schreibwettbewerb

von Exploratio, Begabungs- und

Begabtenförderung Winterthur

und kinderthur.ch

2024 / 2025





Exploratio, Begabungs- und Begabtenförderung der Stadt Winterthur

Schulhaus St. Georgen

St. Georgenstrasse 88

Erdgeschoss Zimmer 2 und 3

8400 Winterthur

Tel. [+41 52 267 23 30](tel:+41522672330)



www.kinderthur.ch

Marion Eberhard

Lagerhausstrasse 18

8400 Winterthur

Tel. +41 52 508 50 54

Vorjury: Studierende Fachmittelschule, Fachmaturität Pädagogik, Winterthur

Fachjury: Katja Alves, Marion Eberhard, Yusuf Yesilöz, Joshua Amissah

Dieser Schreibwettbewerb wurde entwickelt von Exploratio, Begabungs- und Begabtenförderung Winterthur

Liebe Schülerinnen und Schüler

Was liegt hinter dieser Tür? Eure Geschichten führen uns in andere Welten und Zeiten, in U-Bahnstationen, Keller, alte Häuser, Wälder, Bibliotheken, in Himmel und Hölle oder ins Paradies. Wir begegnen mysteriösen Gestalten, Verbrechern, Zauberwesen, Monstern und Menschen, die nicht mehr unter uns weilen. Wir erleben Abenteuer aber auch traurige Momente, retten Menschen und Tiere, machen wilde Reisen, begeben uns in Gefahr und wandeln zwischen den Welten. Um wieder in unsere Welt zurückzugelangen, müssen wir Rätsel lösen, Wege durch Labyrinth finden, Aufgaben meistern, Flüche brechen, den richtigen Schlüssel finden oder es gefällt uns dort so gut, dass wir bleiben, wo wir sind.

In diesem Heft befinden sich die spannenden Geschichten der Gewinnerinnen und Gewinner des kreativen Schreibwettbewerbs von Exploratio und kinderthur.ch 2024/2025.

Nun wünschen wir euch viel Spass beim Lesen, Lachen, Weinen, Nachdenken, Mitfühlen, Zittern und Staunen!

Euer Exploratio – und kinderthur - Team

Inhalt

Hinter dieser Tür - Sofia, 3. Klasse	S. 5
Die Tür nach anderswo - Emilia, 5. Klasse	S. 9
Ein Geheimnis, das vielleicht nie entdeckt wird - Ian, 3. Klasse	S. 17
Die Himmelstüre - Jan, 6. Klasse	S. 22
Das unsichtbare Ding - Mads, 2. Klasse	S. 27
Die Gruselhütte - Justina, 6. Klasse	S. 28
Der Fluch - Eliah, 4. Klasse	S. 35
Hinter dieser Tür - Alina, 6. Klasse	S. 41
Die magischen Türen - Thalia, 3. Klasse	S. 48
Hinter dieser Tür - Dorcas Maurice, 6. Klasse	S. 52
Hinter dieser Tür - Felix, 2. Klasse	S. 61
Die geheimnisvolle Tür – Sophia, 6. Klasse	S. 64

Hinter dieser Tür

Ich befinde mich in meinem Zimmer. Alles ist ruhig und ich lese.

Plötzlich sehe ich eine Tür neben meinem Bett. Die habe ich noch nie gesehen: Die Tür ist winzig und bunt. Ich quetsche mich durch die Tür. Da sehe ich eine wunderschöne Landschaft: Ein Teil ist eine Frühlingslandschaft, ein anderer Teil ist eine Sommerlandschaft, ein dritter Teil ist eine Herbstlandschaft und ein letzter Teil ist eine Winterlandschaft. Die Landschaften liegen nebeneinander und bei jeder Landschaft gibt es einen Weg. Ich wähle den Herbstweg, weil mein Gefühl mir das sagt und weil ich im Herbst Geburtstag habe. Ich laufe den Weg entlang, bis ich eine endlos lange Treppe sehe. Nach einem Moment Verzögerung setze ich einen Fuss auf die Betontreppe. Als ich die Treppenstufen hinaufgestiegen bin, sehe ich das Folgende: Sterne, Sternschnuppen, einen Mond und Planeten. Ich bin im Weltraum!

Der Mond spricht mich an. Er sagt: „Hallo Sofia, ich habe die Tür in deinem Zimmer hergezaubert, weil ich deine Hilfe brauche. Luisa ist krank, daher kann sie die Vorbereitung für das chinesische Herbstfest nicht machen.“ Ich frage: „Soll ich das etwa machen? Was braucht man für die Vorbereitung?“ Der Mond antwortet und gibt mir einen Zettel: „Nein, nein, die Sternschnuppen werden dir helfen und auf dieser Liste steht, was man braucht.“

Auf dem Zettel steht das Wochenprogramm für die Vorbereitungen des chinesischen Herbstfestes und auch die Liste der Sachen, die sie brauchen:

- Lichterketten
- Konfetti
- Girlanden
- Küchengeräte: Topf, Pfanne, Löffel, Teller, Topfhandschuhe
- Essen
- Servietten

„Beeil dich! In einer Woche muss alles bereit sein“, sagt der Mond. Ich fliege zum Haus der Sternschuppen mit den Flügeln, die der Mond mir gegeben hat.

Als ich dort angekommen bin, spricht eine der Sternschnuppen mich an: „Hallo, ich bin Blinki, die Sternschnuppe und das ist meine Schwester Puppe.“

„Das reimt sich ja!“, sage ich. „Klar, das ist ein alter Brauch, der liegt noch in meinem Bauch“, meint Puppe.

In diesem Moment tauchen noch drei andere Sternschnuppen auf. „Darf ich vorstellen? Das sind Lina, Lilly und Sissi. Sie sind Meisterinnen im Ballprellen“, sagt Blinki. „Lina, Lilly, Sissi, Blinki, Puppe“, wiederhole ich und zeige dabei auf die Sternschnuppe, die ich meine.

„Essplanet, das ist unser nächstes Ziel und es wird kein Kinderspiel“, sagt Sissi.

Zusammen fliegen wir zum Essplaneten. Von Weitem fliegen Speisen in unsere Körbe, zum Beispiel: Apfelsaft Brot, Nudeln mit Marmelade und Reis mit Marroni ...

„Los! Wir müssen die Teller ausgraben. Aber passt auf die Bienenwaben auf“, sagt Lina. „Was sind Bienenwaben?“, frage ich. „Bienennester. Beeil dich! Sonst begegnen wir dem Hund Lester“, sagt Lilly. „Aha, das sind also die Gefahren“, sage ich. Wir graben die Teller aus und nehmen sie mit dem Essen zum Haus der Sternschnuppen. So geht der Montag zu Ende.

Am Dienstag rupfen wir die Küchengeräte von den Bäumen des Geräteplaneten. Am Mittwoch besorgen wir die Deko und Lina zeigt mir, wie man Servietten faltet. Am Donnerstag und Freitag basteln wir die Einladungskarten und laden den ganzen Weltraum ein. Natürlich darf ich auch meine Familie und Freunde einladen. Am Samstag und Sonntag wärmen wir die Speisen auf, die wir am ersten Tag abgeholt haben. Ich bin mir sicher, das wird ein tolles Fest!

Endlich ist Montag, und ich bin total aufgeregt. Alle haben sich auf Stühlen versammelt, auch Mama, Papa, meine Freundinnen Medea und Leni sind dabei. Die Sterne und der Mond machen helles Licht für uns. Der Mond hat sogar ein Mikrofon in der Hand. Die Sternschnuppen stehen am Geländer der Tribüne und winken mir zu.

Der Mond räuspert sich und sagt: „Willkommen zum chinesischen Herbstfest! Wie ihr vielleicht wisst, feiern wir das nur alle neun Jahre und heute ist es endlich so weit. Und zwar tritt heute nicht Luisa auf die Bühne, sondern Sofia!

Zusammen mit den Sternschnuppen hat sie geholfen, alles vorzubereiten. Einen grossen Applaus für Lina, Lilly, Sissi, Blinki, Puppe und Sofia!“ Wir treten auf die Bühne, ein Riesenapplaus ertönt. „Jetzt dürfen alle das leckere Buffet geniessen“, sagt der Mond. Alle strömen zum Buffet, das ich und die Sternschnuppen vorbereitet haben. Die beliebteste Speise ist Apfelsaftbrot. Dann frage ich den Mond: „Was hat es denn mit den Landschaften auf sich?“ - „Als Luisa krank war, wusste ich nicht, wer mir helfen könnte. Darum habe ich die Türen in den Zimmern von einigen Kindern gezaubert. Und, liebe Sofia, du bist das einzige Kind, das es bis zum Weltraum geschafft hat“, antwortet der Mond.

Dann auf ins Vergnügen!

Sofia, 3. Klasse

Die Tür nach Anderswo

Samira war ein Strassenkind in einem Dorf im Nirgendwo. Das Dorf hiess Aquamarin und war von einer riesigen Mauer umgeben. In der Mauer waren Türen, durch die man in die Nachbarsländer gelangte. Samira wurde von den Dorfbewohnern verachtet. Nicht nur, weil sie ein Strassenkind war, sondern weil sie zwei verschiedenfarbige Augen, ein braunes und ein grünes, besass. In einer Felsnische der Mauer verbrachte Samira die Nächte. Das Wertvollste, was Samira besass, war ein Schlüssel. Er war aus echtem Silber, mit einem Smaragd in seiner Mitte. Sie trug ihn immer bei sich.

Es war der einunddreissigste März. Es war Samiras dreizehnter Geburtstag. Sie schlenderte genussvoll durch das Dorf. Es roch nach süssen Blüten. Alles war perfekt. Nur eine Sache störte Samira: Dass alle fröhlichen Leute, die ihr entgegenkamen, nach links und rechts auswichen und ihre Gespräche verstummten. Sie stellte sich vor, wie es wohl wäre, wenn sie kein Strassenkind wäre. Niemand würde sie verachten. Samira war so in ihre Gedanken versunken, dass sie ungeheuer erschrak. Wie aus dem Nichts erschien eine Tür im Mauerteil vor ihr. Samira befand sich im Westteil des Dorfes. Doch das Westtor befand sich sicher zweihundert Meter von hier entfernt. Ausserdem sahen die Tore, die ermöglichten, in die Nachbarsländer zu gelangen, ganz anders aus. Die Tore waren aus Eisen und ein einziges Gitter.

Doch dieses Gebilde war: Eine Tür. Eine Tür, die aus dunklem Holz gearbeitet und mit Edelsteinen, wie Rubinen, Amethysten und Aventurin, verziert war. In der Mitte prangte ein herzförmiger Aquamarin. Diese Tür hatte sie noch nie zuvor gesehen. Da war sie sich sicher.

Vor lauter Aufregung nahm Samira nicht wahr, wie der Schlüssel sie Richtung Tür zog. Als Samira dies bemerkte, war es bereits zu spät. Ein unfassbar starker Sog erfasste sie. Sie steckte den Schlüssel ins ebenfalls silbrige Schloss. «Die hat sie nicht mehr alle», hörte sie eine Stimme. Damit erntete die Stimme zustimmendes Gemurmel der Menschen, die sie umringten. Tränen stiegen Samira in die Augen. Sie wollte nur noch weg hier. Langsam und bedächtig drehte Samira den Schlüssel herum.

Das Scharnier quietschte so, als ob es schon Jahre nicht mehr geöffnet worden wäre. Samira öffnete die Tür, als handelte es sich um etwas sehr Zerbrechliches. Doch als sie vorsichtig den Kopf durch die Tür steckte, keuchte sie überrascht auf. Auf der anderen Seite war: Nichts. Gar nichts. Nicht einmal Farben. Und trotzdem stieg Samira langsam durch die Tür ins Unbekannte.

Das Dorf war in hellem Aufruhr. Denn für die Dorfbewohner sah es so aus, als wäre Samira durch die Mauer gestiegen und verschwunden. Alle fragten sich nur eins: Wo war das komische Mädchen.

Samira schlug die Augen auf. Sie befand sich auf einer kleinen Lichtung in einem Regenwald. Samira hatte keine Ahnung, wie sie genau dahin kam. Doch etwas schien ihr seltsam. Die Blüten der Pflanzen waren alle schwarz. Und alle Blätter waren verdorrt. Je weiter Samira sich in das Dickicht wagte, desto elender sahen die Pflanzen aus. Vor einer Pflanze, die einst mal eine starke junge Palme war, kniete sie hin. Sanft strich Samira über ihre Blätter. Sie berührte die Blätter kaum, in der Angst sie könnten zu Staub zerfallen. Doch was danach geschah, verschlug Samira die Sprache. Die Palme bekam ihre Farbe langsam zurück. Auch um die anderen Pflanzen legte sich ein sanfter Farbschimmer. Das Kreischen eines Aras hallte durch das dicke Blätterdach.

Immer mehr Geräusche erfüllten die feuchte Luft. Alles schien zu leben. Plötzlich ertönte ein gedämpftes Knurren hinter Samira. Als sie sich umdrehte, blitzten ihr zwei goldene Augen entgegen. Dazu ein gold-braunes Fell mit dunklen Punktierungen und jeder Muskel darunter war angespannt. Die rundlichen Ohren waren angelegt und die Krallen tief in der weichen Erde versenkt. Vor Samira stand ein ausgewachsener Leopard. Doch dann wurden die schlitzförmigen Pupillen rund. Mit schief gelegtem Kopf musterte er sie. Langsam näherte sich Samira dem Leoparden. Der ergriff nicht wie erwartet die Flucht, sondern näherte sich seinerseits vorsichtig.

Direkt vor Samiras Füßen legte der Leopard sich auf den Rücken und wälzte sich wie eine Katze, die gestreichelt werden wollte. Zögernd begann Samira sein flauschiges Bauchfell zu kraulen. Der Leopard fing an wohligh zu schnurren.

Nach einer Weile rappelte sich der Leopard auf. Er schlug mit dem Schwanz, als ob er Samira klar machen wollte, dass sie ihm folgen sollte. Zögernd schlich Samira hinter dem Leoparden her.

Erst als Samiras Magen richtig laut knurrte, machte sie eine Pause. An den Bäumen in der Umgebung wuchsen saftige Papayas. Der Leopard holte Samira eine. Das orange Fruchtfleisch schmeckte sehr süss.

Plötzlich begann der Leopard zu sprechen. «Samira», begann er mit seiner tiefen Stimme, «unser Reich schwebt in grosser Gefahr. Die Dunkelheit hat unser Reich heimgesucht.» Samira hatte keine Zeit, sich ihrer Verblüffung zu widmen. «Welche Dunkelheit?», fragte sie. «Die Dunkelheit, welche du vorhin mitansehen musstest», erklärte der Leopard. «Also die, die alles Leben auslöscht?», vergewisserte sich Samira. «Genau», bestätigte der Leopard. «Die Dunkelheitselfen sind dafür verantwortlich. Sie entziehen uns allen das Leben», erklärte der Leopard geduldig. «Was habe ich damit zu tun?», fragte Samira ungeduldig. «Du kannst uns helfen die Elfen auszulöschen», erklärte der Leopard aufgeregt. Samira fragte noch eine Sache. «Wie besiegt man so eine Dunkelheitselfe?», sprach Samira die Frage aus. «Das weiss niemand», antwortete der Leopard.

«Ich heisse Leo», änderte Leo das Thema. «Hast du Lust auf einen Ritt?», fragte er. «Na los!», rief Samira. Samira drückte sich dicht an Leos weiches Fell. Plötzlich sprintete Leo los. Doch Samira fürchtete sich nicht.

Als Leo zum Sprung ansetzte, setzte plötzlich sein Herz aus. Das spürte Samira deutlich. Sie sah gerade noch einen Schatten hinter einem Baum verschwinden.

Doch als Samira Leo an der Stelle, an der sein Herz war, berührte, war es gleich wieder dabei kräftig zu pumpen. Das beruhigte Samira ein bisschen. Sie berichtete, was geschehen war. «Das war eine Dunkelheitselfe», sagte Leo grimmig. «Los, wir verfolgen sie!», rief Samira entschlossen. Dies war nicht schwer. Denn überall, wo die Elfe vorbei gezischt war, war jegliches Leben verschwunden. So entstand eine Spur. Doch wenn Samira und Leo vorbei rauschten, tauchte das Leben wieder auf.

Plötzlich tauchte die Elfe vor ihnen auf. Sie war schwarz und ihr Gesicht war ganz abgemagert. Ihre Augen waren zu Schlitzeln verzogen. Wie Samira feststellte, waren auch diese schwarz. Die Elfe zischte aggressiv. «Was wollt ihr von mir?», wollte die Elfe mit einer Stimme, die einem eine Gänsehaut über den Rücken jagte, wissen. Noch bevor Leo die Elfe unfreundlich beschimpfen konnte, fuhr Samira dazwischen: «Wir kommen in Frieden», und erntete damit einen vernichtenden Blick von Leo. «Wirklich?» Die Elfe war noch immer misstrauisch. «Ja!», versicherte Samira möglichst glaubwürdig. «Na gut», sagte die Elfe widerwillig. «Ich will euch glauben.»

Auf einmal hatte Samira eine Idee. Sie hatte bemerkt, dass die Elfe jeden Blick direkt in ihr grünes Auge vermied. Sie sprang von Leos Rücken. Die Dunkelheitselfe wich zurück. Blitzschnell sprang Samira auf die Elfe zu. Ganz knapp

erwischte Samira die Elfe an ihrem Gewand. «Lass das!», protestierte die Elfe lautstark. In Samiras Händen strampelte es. «Versteinere!», rief die Dunkelheitselfe. Doch Samira riss den Kopf der Elfe hoch und zwang sie, sie anzusehen. Die Elfe kniff trotzig die Augen zu. Samira reichte es langsam. Grob zwang Samira die Elfe ein Auge zu öffnen. Kaum sah ihr die Elfe ins grüne Auge, änderte sich ihre Art sofort. Ihre Flügel nahmen einen grünlichen Schimmer an. Der Körper der Elfe schillerte in allen Farben.

«Du hast das magische Auge, von dem in der Legende die Rede war!», piepste ihr Stimmchen. «Welche Legende?», fragte Samira interessiert. «Die Legende des magischen Auges», sagte Leo ehrfürchtig. Die Elfe begann aufgeregt zu erzählen. Samira hörte gebannt zu. «Also, es gibt da so eine Legende. Diese Legende besagt, dass die Dunkelheitselfen von jemandem mit einem magischen Auge in Elfen der Farben verwandelt werden würden. So wie ich», fügte die Farbenelfe hinzu. «Und offensichtlich bist du diese Person», seufzte Leo.

«Wir müssen auch die anderen Dunkelheitselfen alle in Farbenelfen verwandeln», erklärte Samira. «Doch wir können unmöglich jede einzelne von ihnen einfangen und verwandeln. Das würde viel zu lange dauern», überlegte Samira. Die kleine Elfe nickte aufgeregt. «Na ja», meldete sich jetzt Leo zu Wort. «Unser Regenwald-Ältester Malcolm der Schmetterling hat exakt ein Bild deiner Augen auf den Flügeln. Er hat immer gesagt: «Solche Augen werden es sein, die uns retten. Aber auch exakt solche.» «Du meinst», unterbrach ihn Samira, «er kann dies übernehmen?» Neue Hoffnung keimte in Samira

hoch. «Wir können fragen», schlug Leo vor. «Der Weg ist unser kleinstes Problem. Er wohnt hier gleich um die Ecke.»

Wie sich herausstellte, stimmte das. Nach ein paar Minuten erreichten sie eine Wasserstelle. Hier sollte Malcolm wohnen. Man erkannte ihn sofort. Er war gigantisch. Seine Flügel hatten sicher fünf Meter Spannweite.

«Was wollt ihr hier?», brummte Malcolm. Doch dann fiel sein Blick auf Samira. «Du bist die aus der Legende!», rief er übermütig. «Was tust du denn noch hier? Los, wir brauchen dich!», drängte Malcolm. «Wir sind noch hier, weil wir deine Hilfe brauchen», erklärte Samira. «Meine Hilfe? Du?», fragte Malcolm. «Ja», sagte Samira und erklärte ihren Plan.

Die Mittagssonne brannte heiss auf die Lichtung. Malcolm war startklar. «Jetzt!», flüsterte Samira. Malcolm stieg in die Luft und rief: «Dunkelheitselfen! Ihr herrscht schon über das ganze Waldstück. Wollt ihr nicht auch noch über den Himmel herrschen? Hier oben gibt's etwas, das scheint viel zu hell zu sein», lotste Malcolm. Von überall erschienen schwarze Wesen. Die Falle war dabei zuzuschnappen. Malcolm schoss blitzschnell direkt vor die Sonne, sodass die Sonne genau durch die Augen auf seinen Flügeln schien. Die Elfen sahen nun alle ins magische Auge. Sie schrien, kreischten und jammerten. Doch das nützte ihnen nichts. Die Magie, die Samira für die Augen auf den Flügeln abgegeben hatte, hatte ihren Zweck erfüllt. Alle Dunkelheitselfen waren jetzt Farbenelfen.

Alle feierten zusammen. Nach etlichen Papayas dachte Samira darüber nach, wie es wäre, hier zu bleiben. Denn hier verspottete sie niemand. Und Samira hatte alle richtig lieb gewonnen. Mit diesem Gedanken schlief Samira erschöpft ein. ENDE

Emilia, 5.Klasse

Ein Geheimnis, das vielleicht nie entdeckt wird

Diese Geschichte fand irgendwann im neunzehnten Jahrhundert statt und ich erzähle sie euch:

Es handelt sich um einen Jungen, der in London, England, wohnte. Dieser Junge wohnte bei seiner Tante, denn seine Eltern waren entführt worden. Der Junge hiess Peter und er wohnte in einer Villa. Er wusste alles über seine Villa, aber eins wusste er nicht: Es war verboten, die Kellertür zu öffnen. Die Kellertür war mit einem Schloss gesichert.

Eines Tages kam Peter auf eine Idee. Er wollte wieder einmal das Zimmer seiner Tante durchsuchen. Peter hatte schon so manches Nützliches bei seiner Tante im Zimmer gefunden. Er ging die Treppe hoch, an seinem Zimmer vorbei und in das Zimmer seiner Tante. Peter hatte seine Tante schon gefühlt tausendmal gefragt, was hinter der geheimnisvollen Kellertür steckt. Doch seine Tante sagte nur, dass er dies nicht wissen müsse. Peter war gerade den Schrank am Durchsuchen, als plötzlich ein lautes Klumpen ertönte. Peter ging zu dem Ort, wo er es gehört hatte, und er sah einen glänzenden Schlüssel. Als er ihn in die Hand nahm, dachte er nach, von wo der Schlüssel wohl sein könnte. Doch plötzlich hatte er eine Idee: Es könnte sein, dass er gerade den Schlüssel zum Keller gefunden hatte.

«Was machst du hier in meinem Zimmer?», hörte er seine Tante sagen, wobei sie die beiden Wörter «meinem» und «Zimmer» extra laut sagte. Peter antwortete stotternd:

«Nix, also na ja... i-ich habe n-nur in d-deinem Zimmer e-e-ein bisschen herumgewühlt, als...» Weiter kam Peter nicht, denn er wurde durch ein lautes Klopfen unterbrochen. «Ah, endlich kommen sie», sagte Peters Tante nach einem Seitenblick aus dem Fenster. «Los, geh dich waschen und zieh dich an!», forderte Peters Tante ihn auf.

Als Peter im Badezimmer war, schloss er sorgfältig die Badezimmertür hinter sich. Nachdenklich setzte er sich auf den Klodeckel und nahm den Schlüssel, den er bei seiner Tante im Zimmer gefunden hatte, aus seiner Tasche. «Ich muss ein sichereres Versteck für den Schlüssel finden, denn wenn meine Tante den Schlüssel findet, wird sie ihn sicher zu sich nehmen», dachte Peter und ging langsam in sein Zimmer, wo er sicherlich ein Versteck finden würde.

Gerade als Peter anfangen wollte, ein Versteck zu suchen, hörte er Schritte die Treppe hinaufkommen. Er schob gerade noch den Schlüssel in die Hosentasche, als wie erwartet, die Tür aufging. Er sah die Eltern seiner Tante. «Jaa! Endlich seid ihr gekommen!», freute sich Peter, denn er sah seine Grosseltern nicht jeden Tag. Nachdem Peters Eltern, so sagte es die Tante, entführt wurden, hatte er mit seinen anderen Grosseltern keinen Kontakt mehr. So wurden Alfred und Sonja, die Eltern seiner Tante Olivia, als richtige Grosseltern eingesetzt.

Peter liess seine Grosseltern in sein Zimmer rein und schloss die Tür vor Tante Olivias Nase. Er nahm den Zimmerschlüssel und schloss die Tür doppelt. Er setzte sich neben seine Grosseltern und sah sie verschwörerisch an.

«Kann ich euch vertrauen?», fragte Peter seine Grosseltern. «Natürlich, wir werden dein grösstes Geheimnis sicherer hüten wie einen Tresor», versprachen sie. «Okay. Also. Ich habe mal einen Schlüssel gefunden und ich denke, dass er zum Keller gehört. Ihr wisst mehr als ich über das Haus, und ich möchte wissen, was hinter der Kellertür steckt!»

Die Antwort war ein leises Seufzen. Peter bemerkte, wie seine Grosseltern leise miteinander flüsterten. Dann sahen sie Peter tief in die Augen. «Also...», begann Sonja, «es ist so: Vor langer Zeit, als du noch nicht am Leben warst, bekam ich deine Mutter. Etwa zwei Minuten später ihre Schwester, deine Tante Olivia. Als beide sich in der ersten Klasse vorstellen mussten, da sagte deine Mutter, dass sie Zwillinge wären und dass sie die Ältere wäre. Doch Olivia bestritt das. Denn sie sagte, dass sie die Ältere wäre. Darauf fingen sie an zu streiten. Die Lehrerin sagte, dass beide nach Hause gehen müssten. Auch auf dem Heimweg im Auto zankten sie die ganze Zeit, bis wir zuhause waren. Dann gingen sie beide in ihr Zimmer. Dann, als sie um die 20 waren, heiratete deine Mutter deinen Vater. Der Streit von früher war schon längst vergessen, doch als deine Mutter gerade deine Tante Olivia zu sich einlud, fragte dein Vater plötzlich nach Früher. Deine Mutter erzählte sehr viel, bis sie den entscheidenden Fehler machte: Sie erzählte von der Geburt und sagte wieder, dass sie die Ältere wäre. Olivia sagte darauf: «Nein, ich bin älter!» Dann entschieden sie, dass dein Vater sagen sollte, wer älter wäre. Dein Vater sagte, dass deine Mutter älter als deine Tante Olivia wäre.

Tante Olivia wurde so wütend, dass sie deine Eltern ohnmächtig machte und hierhin entführte. Sie brachte sie in den Keller, sperrte sie ein und versteckte den Schlüssel. Ich wollte deine Eltern befreien, doch der Schlüssel wurde, wie gesagt, versteckt.»

Peter erschrak so sehr, dass er am liebsten laut geschrien hätte. Doch sein Mund brachte keinen Ton heraus. Da es schon Abend war, ging er ins Bett. Er schlief müde ein. Mitten in der Nacht wurde Peter von einem lauten Hilfeschrei geweckt. Müde ging er die Treppe runter. Der Schrei kam aus dem Keller. Peter holte den Schlüssel. «Soll ich es wirklich versuchen?», fragte er sich selbst. Er nahm tief Luft und schloss die Tür auf. Er ging langsam die feuchten Treppenstufen runter.

Unten angekommen lief er zum Lichtschalter und zündete das Licht an. Er ging langsam zur Tür zurück, als ein leises Knacken ertönte. Die Tür war geschlossen. «Oh nein! Ich stecke hier im Keller fest und der Schlüssel steckt im Schloss.» Peter war verzweifelt. Er versuchte, die anderen Kellertüren aufzubringen. Keine Chance. Entmutigt und ohne Hoffnung ging er zur letzten Kellertür. Er liess seine Hand auf die Türklinke fallen. Ein leises «Klack» und die Tür war offen. Langsam ging er hinein. Ein leises Röcheln. Peter verstand es nicht, aber es tönte wie ein leises «Hiilfe». Als er das Licht einschaltete, machte er einen Satz nach hinten. Bleiche und magere Gestalten lagen am Boden. «Mama? Papa?» Peter ging sofort zu den Gestalten, die halb ohnmächtig am Boden lagen. Er untersuchte die Taschen nach einem Handy und

tatsächlich befand sich ein Handy in Papas Hosentasche. «Wir haben es schon versucht, Peter», sagte seine Mutter, «aber hier hat es keinen Empfang!» Doch Peter gab nicht auf. Er ging wieder aus dem Zimmer. Er wählte die Nummer der Polizei und tatsächlich: Es ging! Voller Hoffnung sagte er den Beamten, wo er war. «Bitte ruft einen Krankenwagen. Meinen Eltern geht es gar nicht gut.» Nach etwa zwei Minuten kamen Polizeisirenen näher. «Das müssen sie sein», freute sich Peter.

Kurz darauf kamen zwei Polizisten um die Ecke. Gleich hinter ihnen waren ein paar Sanitäter zu sehen. Sie trugen die Eltern von Peter auf Bahren zurück in die Villa. Ein Polizeibeamter klopfte Peter auf den Rücken. «Sehr gut!», sagte er. Tante Olivia wurde verhaftet und ins Gefängnis gesteckt.

Und so lebte Peter mit seinen Eltern in der Villa.

Ian, 3. Klasse

Die Himmelstüre

Kapitel

1

In der Stadt Moorhausen lebte Ben. Er war acht Jahre alt und wohnte in einem schönen alten Bauernhaus. Seine Mutter hatte Krebs und war schon seit Längerem im Krankenhaus. Sein Vater arbeitete viel und war immer sehr müde nach der Arbeit. Früher, als seine Mutter noch zu Hause war, sorgte sie für ihn. Aber jetzt sorgte Ben für seine Mutter. Er ging jeden Tag nach der Schule zu ihr ins Krankenhaus. Er schob sie in ihrem Rollstuhl durch den Park und redete mit ihr über alles Mögliche. Auch seine Sorgen konnte er mit ihr teilen. Deshalb hatte er keine Zeit zum Spielen und auch keine Freunde. Jeden Tag, wirklich jeden Tag, ging er zu seiner Mutter. Und jeden Tag ging es ihr schlechter. Für Ben war klar: Bald ist es so weit, bald wird seine Mutter von ihm gehen. Jedes Mal wenn er daran dachte, versetzte es ihm einen großen Schmerz. Manchmal stellte Ben sich die Frage: «Was passiert, wenn seine Mutter stirbt? Ist er dann immer allein? Oder will er dann auch sterben? Nein, sonst wäre sein Vater sicher sehr traurig», dachte er. Wenn er auch sterben würde, dann wäre sein Vater ganz allein. Die Verzweiflung war groß. Ben sagte sich früher immer: «Noch ist es nicht so weit, es kommt alles gut.» Doch daran glaubte er schon lange nicht mehr. Er musste tapfer sein, aber ein Gedanke ließ ihn einfach nicht mehr los: «Was ist, wenn sein Vater eine neue Frau findet?» Dann wäre das seine Stiefmutter. Falls sie nett ist, wäre es ja gut. Aber wenn es so eine Stiefmutter ist wie bei Aschenputtel ...

Jedes Mal wurde ihm bei diesem Gedanken übel. Nein, seine Mutter durfte nicht sterben!

Kapitel

2

Es war der 23. Dezember 2018. Ben schlief tief und fest, als plötzlich sein Vater ins Zimmer rannte. Er war ganz aufgebracht. Zuerst wusste Ben nicht warum, doch nach fünf schrecklichen Minuten wusste er es. Er spürte, wie er bleich wurde und Tränen stiegen ihm in die Augen. Nach weiteren fünf Minuten saß er schon im Auto und sie fuhren ins Krankenhaus. Sie rannten in das Zimmer Nr. 13. Es war das Zimmer von Bens Mutter. Das Bett war leer! Ben hatte seinen Vater noch nie weinen gesehen. Es fühlte sich irgendwie komisch an. Da schoss Ben etwas durch den Kopf: «Was soll er denn jetzt machen ohne seine Mutter? Sie war immer für ihn da.» Das letzte, was seine Mutter ihm gesagt hatte, war: «Ben, du musst Freunde finden, denn man weiß nie, wann es so weit ist und ich dich und deinen Vater verlassen muss. Ben, dann bist du viel allein, denn dein Vater muss arbeiten. Spiel doch mal mit Luca Sonnenfeld aus deiner Klasse.» - «Ben, Ben!» Sein Vater riss ihn aus seinen Gedanken. «Ben, kommst du?» «Ja, ja, Papa, gleich», erwiderte er. Er nahm die goldene Kette vom Nachttischchen. Die hatte sein Vater seiner Mutter zum Hochzeitstag geschenkt. Sie war mit kleinen Edelsteinen verziert. Auf der Fahrt nach Hause sprachen Ben und sein Vater kein Wort. Zu Hause in seinem Zimmer war alles still. Ben hörte sein Herz laut klopfen. Er setzte sich auf das Bett. Die goldene Kette legte er in eine kleine Holzkiste, die er einmal mit seiner Mutter angemalt hatte. Dort lag auch eine

kleine Karte von seiner Mutter mit der Aufschrift: «Mein Herz gehört dir». Grosse Tränen kullerten über Bens Wangen.

Kapitel

3

Es war der 23. Februar 2019. Zwei Monate waren nun schon vergangen und Ben hatte den Schmerz immer noch nicht verarbeitet. Sein Vater ging wieder jeden Tag arbeiten und Ben war oft allein. An vielen Tagen fühlte er sich einsam. Er konnte mit niemandem mehr über das reden, was er den ganzen Tag gemacht hatte. Niemand interessierte sich für seine Gedanken. Sein Vater war in seiner Welt und versuchte, das Beste aus der Situation zu machen. Bis jetzt brachte er keine neue Frau nach Hause, das war gut so. Um seinen Schmerz ein bisschen zu lindern, ging Ben an einem Abend auf den Dachboden, um Fotos von seiner Mutter zu suchen. Er wühlte in allen Kisten herum, aber er fand die Fotokiste einfach nicht. «Wo ist diese blöde Kiste?», dachte er. Er wollte schon aufgeben, da sah er, wie hinter einem Kistenstapel warmes Licht durchschimmerte. Er schob die Kisten weg und allmählich konnte er den Umriss einer Tür erkennen. Als alle Kisten weggeräumt waren, stand eine große Tür vor ihm. Die Tür war imposant und aus edlem, dunklem Holz. Sie hatte schöne, detailreiche Schnitzereien. Durch den Türspalt schimmerte warmes, weiches Licht. Was war wohl hinter dieser Tür? Ben machte sie langsam auf. Sie war schwer und hinter der Tür war eine große, saftig grüne Wiese zu erkennen. Ben war plötzlich barfuß und das Gras kitzelte an seinen Füßen. Es fühlte sich einfach unglaublich an. In der Mitte der Wiese stand ein großer, wunderschöner Baum.

Unter dem Baum stand eine Frau. Sie hatte ein großes, wallendes Kleid an. Als Ben sie genauer ansah, erkannte er seine Mutter. Er rannte los. Seine Mutter schloss ihn in ihre Arme. «Mama! Was machst du hier?», rief Ben vor Freude. Seine Mutter wiegte ihn in ihren Armen. Sie sah so schön und glücklich aus. «Ben, mir geht es gut. Schön, dass du da bist», sagte sie leise. Sie legten sich unter den großen Baum und hatten sich viel zu erzählen.

Kapitel

4

Ben traf seine Mutter jetzt schon drei Monate lang jeden Tag nach der Schule. Er war jeden Tag weniger traurig. Manchmal konnte er in der Schule sogar wieder über die Witze von seiner Lehrerin lachen. Nach den Hausaufgaben ging er jeden Tag, naja, fast jeden Tag zur Himmelstüre im Dachboden. Das warme Licht hinter der Tür war so angenehm. Seine Mutter wartete immer auf ihn. Sie sagte einmal: «Ben, du musst nicht mehr jeden Tag kommen, spiel doch mit Kindern aus deiner Schule.» Aber Ben wollte nicht. Er wollte möglichst oft bei seiner Mutter sein.

An einem regnerischen Tag im Frühling fragte ihn sein Vater, warum er immer nach der Schule auf den Dachboden gehe. Ben wusste zuerst nicht, ob er es ihm sagen sollte. Dann sagte er zu seinem Vater: «Komm, ich zeige dir etwas.» Zusammen stiegen sie die Treppe zum Estrich hinauf. «Ich muss dir etwas sagen: Auf dem Dachboden, dort hat es eine Tür, die zu Mama führt. Es ist eine Himmelstüre, Papa.»

Sein Vater schaute ihn verdutzt an, er dachte wahrscheinlich, dass Ben fantasierte, aber er folgte ihm trotzdem. Ben freute sich schon auf den Moment, wo sein Vater seine Mutter sah, er vermisste sie ja genauso wie er. Bens Herz klopfte laut, er war richtig nervös. Doch als sie oben waren, war keine Tür zu sehen! Ben konnte es nicht glauben. Aber... war da wirklich nie eine Tür gewesen? «Papa, da war wirklich eine Türe, die zu Mama führte», sagte er leise. Er war traurig und verzweifelt. Hatte er das alles nur geträumt? Nein, nein, dachte er, das war echt! Sein Vater nahm ihn in den Arm und sagte: «Ben, für uns war es eine schwierige Zeit nach dem Tod deiner Mutter, aber alles wird gut.» Ben legte seinen Kopf auf seine Schulter und weinte.

Kapitel

5

Es war ein warmer Sommertag im Juli. Die Sommerferien standen vor der Tür. Ben ging wie jeden Morgen in die Schule. In der Pause fragte Luca Sonnenfeld, ob Ben mit ihm spielen möchte und er sagte ja. Seitdem waren sie beste Freunde. An die Himmelstüre dachte er noch oft und er wusste, dass er seine Mutter irgendwann wiedersehen würde. Und das war ein schönes Gefühl.

Jan, 6. Klasse

Das unsichtbare Ding

Ich gehe an einer blauen Gittertür vorbei. Es nimmt mich wunder, was dahinter ist. Darum ziehe ich an einem Hebel und das Gitter geht hoch.

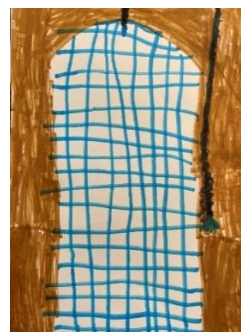
Hinter der Tür ist nichts ausser einer Blumenwiese. Ich will wieder umkehren, da sehe ich einen Riesen. Er sieht fürchterlich aus und ich habe Angst. Vielleicht ist er ja mit einem geheimnisvollen Lift gekommen. Plötzlich fällt er um. Ich habe das Gefühl, jemand hat ihm ein Bein gestellt. Aber ich habe niemanden gesehen.

Ich merke, dass da etwas Unsichtbares ist. Der Riese greift das unsichtbare Ding an, das ihm das Bein gestellt hat. Es gibt einen erbitterten Kampf. Am Schluss gibt der Riese nach, weil er das unsichtbare Ding nie erwischt. Darum geht er verwirrt weg. Er hat mich wegen dem Kampf ganz vergessen.

Das unsichtbare Ding hinterlässt Spuren auf der Wiese. Die Spuren führen zur Tür, die immer noch offen ist wegen mir. Ich gehe auch wieder durch die Tür in meine Welt und schliesse die Tür.

Und jetzt lebt irgendwo in meiner Welt ein unsichtbares Ding.

Mads, 2. Klasse



Die Grusel-Hütte

An einem düsteren und nebeligen Abend im Jahr 1978 beschloss die 16-jährige Marie Ross, in den Wald von Texas zu gehen. Marie war eine nette und fröhliche junge Frau mit vielen Freunden und es war ungewöhnlich, dass sie allein in den Wald ging. Sie hatte keinen besonderen Grund dafür; es war einfach friedlich und leise dort. Es war ihre Art, vom Alltag abzuschalten und ihre Gedanken zu ordnen.

Der Wald lag wie verzaubert im Mondlicht. Die dicken Nebelschwaden, die zwischen den Bäumen hingen, liessen die Szenerie unwirklich und geheimnisvoll wirken. Während sie tiefer in den Wald wanderte, bemerkte sie, wie still es war, abgesehen vom leisen Rascheln der Blätter und dem gelegentlichen Ruf eines einsamen Vogels. Marie atmete tief ein und liess die kühle, frische Luft durch ihre Lungen strömen. Es fühlte sich an, als würde sie in eine andere Welt eintauchen – eine Welt, in der Sorgen und Verpflichtungen keinen Platz hatten.

Es fing an zu regnen, und der feuchte Boden reflektierte den Mondschein. Die Regentropfen fielen leise um sie herum, und die Kälte liess sie ein wenig zittern. Jedes Mal, wenn sie atmete, sah es aus, als käme Rauch aus ihrem Mund. Die Kälte wurde immer stärker und der Wind blies heftiger. Blätter flogen links und rechts an ihr vorbei, Äste brachen ab und fielen krachend auf den Waldboden. Doch Marie ging immer tiefer in den Wald, tiefer in die Dunkelheit.

Der Mond schien hell auf ihr blondes Haar, das im Wind wehte. Irgendwann bekam sie Hunger und setzte sich unter einen grossen, alten Baum. Der Baum wirkte mit seinen dicken Ästen und dem moosigen Stamm wie ein uralter Riese, der über den Wald wachte. Marie holte einen kleinen Apfel aus ihrer Tasche und biss hinein. Der saftige Geschmack des Apfels brachte ihr ein Gefühl von Vertrautheit in dieser fremden Dunkelheit. Doch während sie den Apfel ass und sich entspannte, wurde sie plötzlich müde. Bevor sie es bemerkte, war sie eingeschlafen.

Zuhause begann ihre Mutter, Bridgette Ross, sich Sorgen zu machen. Es war ungewöhnlich, dass Marie so lange fortblieb ohne Bescheid zu sagen. Die Uhr zeigte bereits 23:30 Uhr und seit zwei Stunden hatte sie nichts mehr von ihrer Tochter gehört. Bridgette rief ihren Mann Daniel an und schilderte ihm besorgt die Lage. Kurz darauf eilte Daniel nach Hause. Als er ankam, fand er seine Frau weinend auf dem Küchenboden vor. „Was ist los, Bridgette? Was ist passiert, und wo ist Marie?“, fragte er. „Ich weiss es nicht“, antwortete sie verzweifelt. „Sie ist in den Wald gegangen, aber sie ist immer noch nicht zurückgekommen.“

Daniel schlug vor, dass sie zusammen nach Marie suchen sollten. Bridgette wischte sich die Tränen aus den Augen und nickte entschlossen. Marie war ihnen wichtiger als alles andere. Schnell stiegen sie ins Auto und fuhren zum Waldrand.

Unterdessen wachte Marie aus ihrem Schlummer auf. Ihr Rücken war vom feuchten Boden ganz nass und sie fühlte sich steif und fröstelnd.

Sie zog ihr Smartphone heraus und schaute auf die Uhr. Es war 12:33 Uhr nachts. Verwirrt und beunruhigt darüber, wie spät es geworden war, versuchte sie, ihre Mutter anzurufen. Doch zu ihrem Schrecken zeigte ihr Handy keinen Empfang. „Verdammt!“, flüsterte sie vor sich hin und liess das Telefon wieder in ihre Tasche gleiten.

Die Dunkelheit des Waldes um sie herum schien plötzlich viel bedrohlicher zu wirken. Marie fühlte, wie ihr Herz schneller schlug und das Gefühl der Ruhe, das sie zuvor verspürt hatte, war wie weggeblasen. Ein eisiger Windstoss liess sie zusammenzucken und ein leises Geräusch aus der Ferne schien ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie hatte das Gefühl, dass sie nicht mehr allein war. Es war, als ob Augen aus dem Schatten auf sie gerichtet wären. Mit angehaltenem Atem stand sie auf und blickte sich nervös um. Doch da war nichts... oder zumindest sah es so aus.

Marie begann zu gehen, in der Hoffnung, den Weg zurückzufinden, aber das Gefühl der Beobachtung verfolgte sie. Bei jedem Schritt wurde das Gefühl stärker. Sie konnte nicht genau sagen warum, aber ihr Instinkt sagte ihr, dass sie sich beeilen sollte.

Plötzlich hörte sie das laute Krächzen von Krähen, die in die Luft stoben und über ihren Kopf hinwegzogen. „Ist da jemand?“, rief sie zögerlich in die Dunkelheit hinein. Keine Antwort – nur das Rascheln der Blätter und das Knacken der Äste unter ihren Füßen.

Ein Schatten huschte an ihr vorbei. Sie drehte sich hastig um und suchte die Dunkelheit ab, aber da war niemand. „Ich werde doch wohl nicht verrückt?“, flüsterte sie und versuchte, sich zu beruhigen. Doch je mehr sie sich bemühte, desto stärker wurde das unheimliche Gefühl, dass sie beobachtet wurde.

Inzwischen waren Bridgette und Daniel am Waldrand angekommen und begannen, nach Marie zu rufen. „Marie! Marie, wo bist du?“ Ihre Stimmen hallten durch die Bäume, aber es kam keine Antwort. Daniel nahm Bridgettes Hand und flüsterte: „Wir gehen jetzt in den Wald, halt dich fest.“ Gemeinsam betraten sie den dichten Wald, die Taschenlampen in der Hand, und versuchten, den Pfad zu erkennen, den Marie gegangen sein könnte.

Marie hingegen hatte inzwischen die Orientierung völlig verloren. Sie blickte sich um, aber alles sah gleich aus – Bäume, Büsche und Dunkelheit, die sich bis in die Unendlichkeit zu erstrecken schienen. „Wieso finde ich den Weg nicht? Ich komme doch oft hierher!“, fragte sie sich verzweifelt. Völlig erschöpft setzte sie sich auf den Boden und spürte die Tränen, die langsam über ihre Wangen rollten. Sie dachte an ihre Mutter und hoffte, dass sie sich keine allzu grossen Sorgen machte.

Sie hörte ein leichtes Quietschen und Knacken hinter sich und erstarrte. „Ist da jemand? Wenn ja, bitte mach mir nichts... ich komme in Frieden!“, rief sie ängstlich.

Doch die Schritte kamen näher, langsam, bedrohlich. Panik ergriff sie, und sie begann zu rennen, so schnell sie konnte. Sie rannte und rannte, bis sie keuchend stehen blieb und sich vorsichtig umdrehte. Niemand war zu sehen.

In der Ferne bemerkte sie ein schwaches Licht. Es schien von einer kleinen Hütte zu stammen, die zwischen den Bäumen verborgen lag.

Erleichtert dachte sie, dass dort vielleicht Menschen sein könnten, und lief hastig darauf zu. Doch als sie die Hütte erreichte, wurde ihr das Herz schwer. Die Hütte sah verlassen und heruntergekommen aus. Ein leises Lied schallte von drinnen, eine langsame, beruhigende Melodie, die zugleich unheimlich war. Es klang, als hätte man die Stimme einer Frau tiefer gemacht.

Marie ging zur Tür, die einen Spalt offenstand und spähte hinein. Sie sah ein altes Autoradio, das auf einem Tisch stand und mehrere Kassetten, die ordentlich gestapelt waren. „Vielleicht kann ich hier rein“, murmelte sie. „Der Besitzer hat sicher nichts dagegen, oder?“ Ohne lange zu überlegen, versuchte Marie, die Tür zu öffnen, doch sie bewegte sich keinen Millimeter. Sie setzte sich erschöpft auf die Veranda und blickte in die Dunkelheit. Die Kälte kroch durch ihre Kleidung, und sie fühlte sich schutzlos und verloren.

Inzwischen hatten ihre Eltern tiefer im Wald ihre Rufe verstärkt. „Marie, wo bist du?“, rief Bridgette verzweifelt. Doch die Nacht verschluckte ihre Stimmen und das einzige Geräusch, das sie hörten, war das Knacken der Äste unter ihren Füßen. Sie

hofften, dass ihre Tochter irgendwie ihre Stimmen hören und zu ihnen zurückfinden könnte.

Marie sass noch immer auf der Veranda der Hütte und starrte in den Himmel, als sie plötzlich ein Knarren hörte. Die Tür öffnete sich wie von selbst und sie stand erschrocken auf. Sie trat vorsichtig in die Hütte und bemerkte, dass es drinnen still und bedrückend war. Das alte Autoradio und die Kassetten auf dem Tisch schienen fast wie ein Altar in der Dunkelheit zu stehen. Sie ging auf die Kassetten zu und begann, sie zu betrachten. Plötzlich ging die Tür hinter ihr zu und sie zuckte zusammen. „Hilfe!“, rief sie, doch ihre Stimme verklang im Nichts.

Marie rüttelte an der Tür, aber sie war fest verschlossen. Sie fühlte, wie Panik in ihr aufstieg, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Plötzlich sah sie, wie sich eine der Kassetten von selbst auf dem Tisch bewegte. „Das ist doch unmöglich!“, dachte sie und nahm sie in die Hand. Da sprang das Autoradio an und eine leise Stimme sagte: „Du hast mich geweckt, Marie... jetzt kannst du nicht mehr entkommen.“ Vor Schreck liess Marie die Kassette fallen.

Draussen rief Daniel noch einmal: „Marie, wir holen Hilfe! Beruhige dich und warte auf uns!“ Doch Marie spürte, dass etwas Unheimliches in der Hütte war und sie wusste, dass sie hierbleiben musste, egal wie sehr sie sich wünschte, rauszukommen.

Ihre Eltern liefen zurück zum Parkplatz und riefen um Hilfe, als ein junger Mann auf sie zukam und fragte, was los sei.

Bridgette erklärte ihm die Situation, und er folgte ihnen zur Hütte. „Hallo, ich bin Ryan und hier, um dir zu helfen“, rief er an die Tür. Marie antwortete panisch: „Ich bin eingesperrt und komm nicht raus!“ Ryan beruhigte sie: „Versuch, ruhig zu bleiben, dann wird das leichter.“ Marie hatte ein ungutes Gefühl bei ihm; seine Stimme kam ihr bekannt vor, aber sie wusste nicht warum.

Ryan öffnete die Tür und streckte Marie die Hand entgegen. Sie nahm sie zögernd und in dem Moment wurde es in der Hütte dunkler. „Was zum...?“, begann Marie, als Ryan sagte: „Du hast die Tür geöffnet, jetzt wirst du nie entkommen.“ Da wurde ihr klar, dass die Stimme aus dem Autoradio Ryans Stimme war. Der Boden riss auf und schwarze Gestalten krochen heraus und packten Marie an den Beinen. Schnell zogen sie sie in die Dunkelheit.

Ihre Eltern rannten auf die Hütte zu, aber plötzlich verschwand Ryan und das Einzige, was blieb, war sein unheimliches Lachen. Daniel und Bridgette standen schockiert und traumatisiert da. Seit diesem Abend wurde die Hütte nie wieder betreten und alle fragen sich noch heute, wohin Marie verschwunden ist und was hinter dieser Tür liegt ...

Ende

Justina, 6. Klasse

Der Fluch

Als Tim Beach, ein elfjähriger Junge mit braunen Locken und grünen Augen, am Morgen des 23. Oktober aufwachte, ahnte er noch nicht, was ihm an diesem Tag alles passieren würde. Er zog sich an, strich sich wie immer ein Brot mit Marmelade für die grosse Pause und holte dann seinen besten Freund Ben für die Schule ab. Als Erstes hatten sie heute Bio bei Mrs. Malvin, einer 63-jährigen, rundlichen und gutmütigen Frau mit Brille, dann Mathe bei Mr. Jonson, der immer eine Krawatte trug. Eine Legende besagte, dass er diese nicht einmal zum Duschen abnahm. Nach der Pause hatten sie dann noch eine Doppelektion Sport bei Mrs. Sun, von der sich keiner erklären konnte, wieso sie so hiess, da sie so streng war, wie es eigentlich kein Mensch sein sollte und so laut schreien konnte wie ein Donner in einem Gewitter direkt über einem.

«Boah, die Sun war heute ja echt nicht bei bester Laune!», sagte Tim gerade, als er und Ben, der heute bei ihm zu Mittag essen und dann bis zum nächsten Morgen bleiben würde, bei ihnen zu Hause ankamen. Zum Mittagessen gab es Spaghetti mit selbst gemachter Tomatensosse (Tims und Bens Lieblingessen). Nach der Mittagspause gingen Tim und Ben in den Wald und gingen den Weg entlang, während sie sich über Videospiele, Schule und vieles andere unterhielten. Sie merkten gar nicht, wie sie immer weiter in den Wald liefen, bis sie plötzlich vor einer grossen, feuerroten Tür mit goldener Klinke standen, auf die Dinge wie: «Achtung! Stopp! Nicht weitergehen! Monster! Gefährlich! Das ist dein Tod! Umkehren!» gekritzelt waren. Und als Krönung war über all

das drüber eine riesige, hässliche Fratze gesprayt, deren Augen so feurig gemalt waren, dass man denken musste, dass sie brannten, wenn man nicht genau hinschaute. Das alles machte Tim und Ben natürlich neugierig. «Was da wohl drinnen ist?», überlegte Ben. «Das wüsste ich wirklich zu gern!», sagte Tim. «Ich will da rein!», sagten beide gleichzeitig. Dann gingen sie auf die Tür zu und griffen nach der Klinke. Sie drückten sie nach unten, zogen daran und ...

... und sahen einen ganz normalen Raum. Enttäuscht sahen die beiden sich an. Sie hatten an ein Portal in eine fremde Welt gedacht. An Gold, einen Flaschengeist oder ein tolles Abenteuer, aber das? Nein! «Vielleicht ist das Gold ja versteckt und wir müssen es nur finden?», rätselte Tim und trat ein. Hinter ihm folgte Ben. Dann fingen sie an zu suchen. Unter dem Bett? Nichts! Unter dem Sofa? Nichts! Auf dem Tisch? Nichts! Im Schrank? Eine Flasche Orangensaft und zwei Becher. Noch enttäuschter als zuvor setzten sie sich an den Tisch, um wenigstens etwas vom Orangensaft zu haben. Als sie den ersten Schluck getrunken hatten, merkten sie sofort, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Das hier war auf gar keinen Fall Orangensaft! Und in ihren Mägen wurde es plötzlich heiss. Dann, im Bruchteil einer Sekunde, veränderte sich praktisch alles. Ein ohrenbetäubender Knall ertönte und Ben und Tim fühlten sich so, wie man sich fühlen musste, wenn man gerade in der Mitte entzweigerissen wurde. Ein unerträglicher Schmerz, der die beiden umwarf und wegen dem ihnen kotzübel wurde, durchfuhr sie. Auf all das folgte eine gewaltige Explosion. Die Gegend schien in Stücke

gerissen zu werden und dann wurde Ben und Tim schwarz vor Augen.

Tim wachte auf. Aber nicht etwa in seinem Bett, sondern auf einer riesigen Wiese. Neben ihm lag Ben. Tim schaute sich um und erst jetzt merkte er, dass plötzlich alles so riesig war. Die Grashalme waren mehr als einen Kopf grösser als er, die Bäume kamen ihm vor wie Wolkenkratzer und von den Ameisen, die plötzlich so gross waren wie Hunde, brauchte er gar nicht zu reden. Gerade wachte auch Ben auf und blickte sich erschrocken um. «Was ist denn hier los?!», fragte er. «Warum ist alles plötzlich so gross?» - «Keine Ahnung», sagte Tim. «Vielleicht haben wir ja doch noch das Portal in eine andere Welt ge...» Doch weiter kam er nicht, denn wie aus dem Nichts tauchte vor ihnen ein riesiges, schwarzes Monster mit scharfen Zähnen und Mundgeruch, der roch wie verdorbener Fisch, auf. «RENN!!!», schrie Ben, und genau das machte Tim auch. Er rannte voraus und hinter ihm sein bester Freund. Sie rannten und rannten, bis ... sie vor Tims Haus standen! «Hä?», fragte Ben. Doch in diesem Moment ging Tim ein Licht auf. «Wir sind gar nicht in einer fremden Welt!», erklärte er. «Wir wurden nur geschrumpft und dann zu meinem Haus teleportiert! Uns kommt nur alles so gross vor, weil wir kleiner sind als sonst.» Für normale Kinder wäre das sicher ein Riesenschock gewesen. Aber sie hatten schon von so vielen Abenteuern gehört, dass sie nichts mehr aus der Fassung bringen konnte. «Und das Monster von vorhin war nur eine Katze, die uns für Mäuse hielt!» - «Okay, okay, okay! Das ist ja alles schön und gut.

Aber die *Katze von vorhin* steht gerade hinter dir und versucht dich zu fressen!!!», sagte Ben. «Was?!» Und dann rannten sie wieder. Sie rannten bis zur Haustüre und konnten gerade noch durch ein Mausloch schlüpfen. Drinnen konnten sie dann nur kurz verschnaufen, bis sie einem riesigen Fuss ausweichen mussten. Und als sie nach oben schauten, sahen sie auch, wem der Fuss gehörte, nämlich Tims Papa. «Irgendwie wusste ich, dass so etwas eines Tages passieren würde», sagte Tim. Dann liefen sie durch das Wohnzimmer und in ein weiteres Mausloch. Darin mussten sie klettern, um weiterzukommen. Als sie irgendwann am Ende dieser Kletterpartie angekommen waren, waren sie auf dem Dachboden. «Ich wette, um wieder gross zu werden, müssen wir noch mal in diese Tür und den Gegenzauber finden!», sagte Tim. «Aber wie kommen wir da hin?», überlegte Ben. Dieses Mal war er es, der eine Idee hatte. «Wir könnten aus dem Papier, das hier rumliegt, einen Papierflieger falten und damit zum Wald fliegen», schlug er vor. «Gute Idee!», sagte Tim, und so stand ihr Plan fest. Er war zwar ein bisschen verrückt, aber er würde sicher klappen. Und so kam es, dass sie nach ein bisschen Herumgefalte mit Hilfe einer langen Stange, die sie nur zu zweit tragen konnten, das Fenster öffneten und dann mit dem Flieger hinausflogen. Sie flogen wirklich und stürzten nicht ab. Sie flogen und flogen und flogen und flogen ... direkt in einen Vogel hinein! Und so stürzten sie dann doch noch ab. Zum Glück hatten sie mittlerweile ungefähr dreiviertel ihres Weges hinter sich gelegt und landeten in den Baumwipfeln. Dort blieben sie dann aber auch hängen. «Ach neeeeeeh!», ärgerte sich Tim.

«Alles lief so gut, bis dieser blöde Vogel kam, und jetzt hängen wir hier fest.» «Das ist so doof!!!», stimmte Ben ihm zu. Mühsam befreiten sie sich von den Ästen und kletterten dann den Baum herunter, auf dem sie gelandet waren. Dann liefen sie in die Richtung, in der die Tür war. Unterwegs wurden sie zweimal fast von einem Fuchs überrannt und wären einmal fast von einem aus einem Baum fallenden Ast zerquetscht worden. Aber sonst lief alles gut und sie kamen unbeschadet bei der Tür an. Doch ein Problem gab es noch. Die Tür war nämlich wieder zu und sie konnten sie bei ihrer Grösse auf gar keinen Fall öffnen. «Ich habe eine Idee, aber es ist eine ziemlich bescheuerte», sagte Tim. «Sag schon!», sagte Ben. «Na gut», gab Tim nach. «Ich habe noch ein bisschen Schinken dabei. Damit könnten wir einen Bären anlocken, der dann gegen die Tür rennt und sie so öffnet.» - «Das ist zwar die dümmste Idee, die ich je gehört habe, aber wir haben wahrscheinlich keine andere Wahl», sagte Ben. Und so kam es, dass die beiden kurze Zeit später Schinkenröllchen schwenkend durch den Wald liefen und dann auch einen Bären fanden, der den Schinken wollte. Also rannten sie davon und zurück zur Tür. Der Bär raste ihnen hinterher und wollte den Schinken. Vor der Tür machten sie Halt und sprangen dann im letzten Moment zur Seite, sodass der Bär mit voller Wucht gegen die Tür knallte und sie dadurch öffnete. Dann warfen sie den Schinken so weit weg, wie sie nur konnten, und rannten durch die Tür.

Drinne sah immer noch alles wie vorher aus. Und auch der vermeintliche Orangensaft, der ja in Wahrheit ein Schrumpf-

trank war, stand noch auf dem Tisch. In der Wand war ein Mausloch.

Sie gingen hinein und kamen in einem Raum, der so gemacht war, dass er für Mäuse sein musste, heraus. In einem kleinen Schränkchen an der Wand fanden sie Blaubeersaft. Das musste einfach der Vergrößerungstrank sein! Sie tranken davon und merkten es sofort. Wieder der heisse Magen, der ohrenbetäubende Knall, der Schmerz, die Explosion und ... Tim und Ben wachten auf. Und zwar auf der Wiese vor Tims Haus in Normalgrösse! Sie hatten es endlich geschafft! Schnell gingen sie nach drinnen, denn es wurde schon spät.

Drinne erzählten sie alles Tims Eltern. Tims Mutter sagte nur: «Ach, die Kinder immer mit ihrer blühenden Fantasie!» Doch Tims Vater, der während der ganzen Erzählung immer bleicher geworden war, stammelte: «D... der Fluch ... er wird ... uns jetzt alle verfolgen! Sie hätten ... die Tür ... ihr hättet nicht durch die Tür gehen sollen! Ich habe diesen Fehler als Jugendlicher selbst begangen und Jahre mit den Folgen leben müssen. Was ihr heute erlebt habt, war nur der Anfang, das wird jetzt nie mehr enden!»

Er schnappte nach Luft und sackte bewusstlos in sich zusammen.

Elijah, 4. Klasse

Hinter dieser Tür ...

Vera war ein sehr, sehr neugieriges Kind. Sie hatte blond-braune Haare, blaue Augen und war elf Jahre alt. Als sie einmal in den Wald Brombeeren pflücken ging, sah sie eine Tür. Das war natürlich keine normale Tür, sondern eine Tür, die in ein kleines Haus führte. Sie sah schon ziemlich alt und morsch aus. Ausserdem war sie grösstenteils mit Moos bewachsen. Vor der Tür prangte ein grosses Schild mit der Aufschrift: „Gefahr! Zutritt verboten! Keine Haft für Unfälle!“ Dieses Haus war umgeben von jeder Menge Wald und hohen Dornbüschen. Sie sah diese Tür nur durch Zufall, weil an dem Dornengebüsch vor dem Haus sehr reife Brombeeren hingen. Was verbarg sich hinter dieser Tür? Wieso durfte man da nicht hineingehen? Diese Fragen stellte sich Vera auch. „Ich muss da rein gehen!“, dachte Vera laut. Sie fragte viele Leute aus ihrem Dorf, doch keiner wollte mit ihr zusammen das Geheimnis um diese Tür lösen. Alle sagten wie das Schild, dass es gefährlich sei, dort reinzugehen.

An einem Tag ging Vera ebenfalls in den Wald. Dieses Mal aber nicht, um Brombeeren zu pflücken, sondern um das Geheimnis dieser Tür zu lüften. Sie packte den Mut und wollte rein gehen. Doch einen Centimeter vor der Tür bremste sie abrupt ab. „Was, wenn hinter dieser Tür ein gefährliches Tier ist? Ein Räuber? Eine Hexe? Warte, nein, Hexen gibt es nicht! Jetzt denke ich mir schon Fantasiesachen aus!“, überlegte sich Vera jetzt doch ein bisschen ängstlich. Sie wischte sich die schlechten Gedanken aus dem Gehirn und dachte an schöne Sachen: „Es könnte ein Haufen leckeren Kuchen

haben! Oder viele Eichhörnchen!“ Sie fasste erneut Mut und diesmal kam sie bis zur Türklinke. Dann bremste sie wieder ab. „Wieso kann ich das nicht!? Ich will das doch machen! Okay, Vera, du gehst da jetzt rein!“, befahl sich Vera. Sie griff zur Türklinke und drückte sie runter. Die Tür sprang gleich auf. Vera schaute ehrfürchtig in den Raum und ging dann vorsichtig rein. Ihre Erwartungen waren vor der Tür sehr hoch gewesen. Doch hier platzten sie: Im Raum waren sehr, sehr, sehr viele Bücher. Alles war gestaltet wie eine Bibliothek. Es waren alte, dicke, muffig riechende Bücher. Trotzdem nahm Vera eines der Bücher heraus. Das Buch war sehr staubig, aber man konnte den Titel lesen. Es hiess: „Das Bücherland“. Kurz darauf quoll dicker Nebel aus dem Buch und er verteilte sich im Raum. Vera stiess einen spitzen Schrei aus. Sie wollte wieder aus dem Haus gehen, aber wo mal eine Tür war, war jetzt nur noch eine Wand! Vera fühlte sich schrecklich. Sie wurde ganz hektisch und überlegte sich verschiedene Möglichkeiten. Es gab nur zwei Möglichkeiten: 1. Sie liess sich vom Nebel verschlucken. 2. Sie rannte weg vom Nebel, irgendwo tiefer in das Haus hinein.

Vera entschied sich für die 2. Möglichkeit: Wegrennen! Sie rannte los, mitten in den Nebel hinein. Doch plötzlich spürte sie keinen Boden mehr unter ihren Füßen! Er war weg! Sie fiel! Vera wurde ganz schwindelig. Dann wurde ihr schwarz vor Augen.

„Wo bin ich?“, dachte Vera laut. „Du bist im Bücherland!“ „Ahhhh, wer spricht hier?“ Vera war ganz verwirrt. Eben war sie doch noch in diesem alten Haus und jetzt war sie in weiss

nicht welchem Land! „Ich bin Herr Buch!“ - „Aha, und wo sind Sie?“ - „Ich bin neben dir“, sagte der geheimnisvolle Herr Buch, „auf der Wiese.“ Vera sah ihn nicht, doch plötzlich nahm sie ein sprechendes Buch auf der Wiese wahr. Sie fragte Herrn Buch, warum er sprechen konnte. Darauf antwortete Herr Buch: „Das ist einfach so! Sonst könnte ich mich ja gar nicht mit anderen verständigen. Es kommt nicht oft vor, dass Bücher dieser Art zu uns durch das Portal kommen. Ihr seid doch Menschen, oder?“ - „Menschen“, korrigierte Vera. „Gehört der Raum mit den Büchern eigentlich auch zu eurem Bücherland?“ - „Nicht ganz. Er ist ein Zwischenraum zwischen unseren Welten. Erde – Bücherland“, erklärte das sprechende Buch. Vera war interessiert an diesem Bücherland und bat das Buch, es ihr zu zeigen. „Klaro! Komm mit!“ Beide erhoben sich und das Buch... Nanu? Es konnte fliegen? Vera war verwundert und fragte, wieso es jetzt auch noch fliegen konnte. „Natürlich kann ich das! Wie sollte ich mich sonst bewegen!“ - „Stimmt.“, erwiderte Vera. Sie gingen über Wiesen, durch Wäldchen und an Flüssen vorbei. Die Landschaft war absolut märchenhaft. „Ich freue mich ja so, dass du jetzt bei uns lebst!“ - „Da übertreibst du aber! Ich gehe nämlich wieder zurück.“ - „Das wird aber nicht so einfach werden!“ - „Wieso denn nicht?“, sagte Vera erschrocken. Sie fand es zwar schön und gut in diesem Land, aber für immer hierbleiben? Nein danke! „Ich erkläre es dir: Also, wenn du nicht bis zwölf Uhr nachts aus unserer Welt bist, verwandelst du dich in ein Buch.“ Vera rief ganz entsetzt aus und schrie, dass sie aber kein Buch sein wollte. „Um das zu verhindern, musst du ein Haar von einem Troll haben. Damit kannst du wieder in deine Welt zurück

gehen, also durch die Tür, das Portal, um genau zu sein, wenn es vor zwölf Uhr ist.“ Beide blieben stehen. „A..., aber..., aber..., kann ich dann wirklich nicht zurück gehen?“ Herr Buch bejahte. „Aber du kannst ja vor zwölf Uhr rausgehen, wenn du ein Trollhaar hast.“ - „Es gibt hier Trolle? Trolle sind doch böse!“ Herr Buch erklärte Vera, dass die bösen Trolle dunkelgrüne Haare hatten, es aber auch nette Trolle mit hellgrünen Haaren gab. „Ausserdem darfst du ihnen das Haar nicht ausreissen, sondern du musst sie darum bitten. Sonst wird deine Zeit zum Rausgehen beendet“, redete das Buch in einem Fluss. „Das sind ganz viele SCHLECHTE Neuigkeiten! Ich hasse dieses Land jetzt schon! Ahhhhrrrg!“ Vera war ganz aufgewühlt. Vor einer Minute fand sie es noch schön in diesem Land und jetzt war es die reine Hölle! „Okay. WO FINDE ICH SO EINEN NETTEN TROLL?“ Sie schaffte es nicht sich zu beruhigen. „Die wohnen alle in der grossen Schlucht.“ Diese war einhundert Bücherlängen von hier nördlich entfernt, wie das Buch erzählte. Das klang lange, aber Vera machte sich auf den Weg.

„Huhu Trolle, wo seid ihr?“, rief Vera gegen die schroffen Felskanten und in die graue, dunkle Schlucht. „Bitte kommt zu mir! Ich brauche eure Hilfe!“

Von einer Sekunde auf die andere starrten sie dutzende Glubschaugen an. Vera schrie für einen Moment schrill auf, denn sie erschrak sehr. Noch bevor Vera fertig geschrien hatte, waren schon wieder alle weg. Vera wurde ganz verwirrt, aber sie wagte sich trotzdem weiter an den Felsen vorbei. „Hallo?“, versuchte es Vera erneut. Diesmal kam nur ein Wesen mit

Glubschaugen zum Vorschein. „WAS... WILLST... DU...?“, fragte das Wesen. Es hatte dunkelgrüne Haare, war etwa 80 Centimeter gross und hielt einen dicken Holzstock in der Hand. Dieser Troll sah nicht gerade freundlich aus! Und das Buch hatte ja gesagt, dass Trolle mit dunkelgrünen Haaren böse sind. „Ähm, ich wollte nur fragen, ob ich ein Trollhaar haben darf. Darf ich?“ Auf Veras Gesicht bildete sich schon ein kleines Lächeln, das aber schlagartig wieder erlosch, als der Troll Folgendes sagte: „Ich gebe dir sicher kein Haar von mir und meine Brüder auch nicht!“ Da erschienen wieder die vielen Glubschaugen und alle sagten einstimmig: „Genau!“ Da wusste Vera, dass sie sich weiter auf die Suche nach anderen Trollen machen musste. Sie drehte sich um und ging um die Felswand herum, sodass sie wieder im Freien war. In diesem Moment merkte sie, dass es noch eine andere Schlucht neben der Schlucht mit den bösen Trollen gab. Sie sah heller, freundlicher und grösser als die andere Schlucht aus. Vera versuchte erneut ihr Glück und sagte: „Hallo, ist da wer?“ Keine Antwort. „Bitte, bitte! Ich brauche eure Hilfe!“, bat sie.

Da tauchte ein kleines Paar Glubschaugen auf. Das Wesen kroch kichernd vor ihr über den Weg, seelenruhig, ohne sie zu beachten. Es hatte hellgrüne Haare, war 30 Centimeter gross und hatte im Vergleich zu den bösen Trollen viel hellere Haut. „Hallo, du! Du bist sicher ein Troll!“ Der Troll antwortete nicht. Hinter dem kleinen Troll erschien ein grösserer Troll. Etwa 70 Centimeter schätzte Vera. Er schimpfte sehr fest: „Billy, ich habe dir doch gesagt, dass du nicht aus dem Haus gehen darfst! Das ist gefährlich!“

Du kommst jetzt sofort mit und du kriegst heute Abend nur Erdbrei und keine Waldbeeren!“ Vera räusperte sich. „Entschuldigung, wenn ich störe, aber darf ich mal etwas sagen? Ich bin Vera aus dem Menschenland, auch bekannt als Erde und ich will aus diesem Land wieder zurück zur Erde gehen. Dafür benötige ich aber ein Haar eines Trolles. Deshalb bin ich hier.“ Die zwei Trolle starrten sie mit offenen Mündern an. Vera fragte, ob sie etwas Falsches gesagt hätte. Nichts veränderte sich. Plötzlich kam Leben in die Trolle und sie rannten gemeinsam hinter einen schützenden Felsen. „Wa..., was machst du hier?“, fragte der grosse Trolle ängstlich. „Ihr müsst keine Angst haben. Ich bin durch eine Tür gegangen und in eure Welt teleportiert worden. Um wieder rauszukommen, brauche ich ein Haar von euch.“ Vera bat die Trolle mit einem Welpenblick um ein Haar. Die Trolle kamen wieder aus ihrem Versteck heraus. Der grosse Troll riss sich ein Haar aus. Es war eine schöne, hellgrüne Farbe. Er gab es Vera vorsichtig.

„Vielen, vielen Dank!“ - „Bitte! Ich bin Ranga und das ist Billy“, sagte der grosse Troll. „Und nochmals vielen Dank! Ich muss jetzt gehen. Bis ein Andermal!“, verabschiedete sich Vera. Sie machte sich wieder auf den Weg zurück zum Portal. Während sie ging, schauten ihr die Trolle noch nach.

Als Vera die einhundert Bücherlängen wieder zurückgelaufen war, sah sie nirgendwo das Portal. „Hä, wo ist diese verflixte Tür?“ Vera war schon wieder verwirrt. „Du musst es mit dem Trollhaar finden“ - „Ah, du schon wieder!“ Es war Herr Buch! „Und zwar schnell, denn dein Arm hat sich schon aufgelöst.“ -

„Was?! Oh, nein! Mein Arm!“ Vera konnte ihren Arm weder spüren noch sehen. Sie bewegte sich auf und ab mit dem Trollhaar in der linken Hand. Nach einer gefühlten Ewigkeit stiess sie gegen etwas Hartes. Aber es war unsichtbar. Vera fragte, ob das die Tür sei. „Ja, das ist sie. Du musst das Trollhaar in das Schlüsselloch stecken.“ - „Aber ich sehe es nicht!“ - „Du musst es finden!“ Nach ein paar Sekunden fand Vera das Schlüsselloch und die Tür wurde sichtbar. Sie sprang ganz von alleine auf, ohne dass Vera sie berührte. „Schnell, geh! Du hast noch zehn Sekunden Zeit!“, sagte Herr Buch aufgeregt. „Was!? Oh, nein! Tschüss Herr Buch und vielen Dank, dass sie mir geholfen haben!“ Somit ging Vera durch die Tür. Das Trollhaar nahm sie mit. Sie merkte wieder, wie sie fiel. Sie fiel und fiel.

Vera fand sich wieder in der Bibliothek, heil und mit rechtem und linkem Arm. Auch das Trollhaar war in ihrer Hand. Vera atmete hörbar aus. Ach, wie froh sie war! Zum Glück war auch die Tür da und Vera ging mit schnellen Schritten hinaus. Sie atmete die frische, klare Waldluft ein.

Jetzt wusste Vera, dass sie nie einfach durch unerkundete Türen gehen sollte. Sie war so glücklich, dass sie es doch noch aus dieser verflixten, alten, komischen Tür geschafft hatte!

Alina, 6. Klasse

Die magischen Türen

Weit, weit weg von uns Menschen gab es eine Elfenstadt, und in dieser Elfenstadt gab es eine ganz normale Familie. Ganz normal war sie natürlich nicht! Nein, normal natürlich nicht! Sie war sogar die komischste, lustigste und netteste Familie der ganzen Elfenstadt. Und in dieser Familie ging etwas Wundervolles zu.

LIA und SAMIRA wurden geboren. Zwei süsse und niedliche Geschöpfe.

Neun Jahre später...

In einer stürmischen Nacht pochte es laut an der Tür und eine schwarze Gestalt stand vor der Tür. Die Familie war sehr, sehr gastfreundlich. Der Mann bat um ein Nachtlager. Die Familie liess ihn rein. Bald kehrte wieder Ruhe ein. Doch Lia und Samira ahnten, dass der nächtliche Besucher wahrscheinlich etwas Böses vorhatte. Und tatsächlich war der Besucher ein böser Magier. Samira sagte: «Wir müssen Papa und Mama Bescheid sagen!» Lia meinte: «Ja!»

Also gingen sie ins Zimmer ihrer Eltern. Doch wie immer, waren Mama und Papa am goldenen See. Falls du es noch nicht weisst, die Eltern von Lia und Samira gehen jede Samstagnacht im goldenen See schwimmen. Also gingen die beiden wieder schlafen.

Doch in der derselben Nacht ging der Zauberer in das Zimmer der Zwillinge und berührte Samira an der Stirn. Samira hatte dort noch ihre Elfengestalt. In dieser Nacht schlief Samira sehr,

sehr schlecht. 🗿 Sie träumte von sieben Türen und dass sie ihre Mama und ihren Papa zu verlieren drohte.

Am nächsten Morgen wachten Samira und Lia frühmorgens auf. Samira ging immer zuerst ins Bad. Im Spiegel machte sie eine schreckliche Entdeckung. Ihr denkt jetzt sicher: «Oh, Make-up verschmiert» oder «ich stinke» oder «blablabla». Nein, sie hatte Menschenohren und keine Flügel mehr! Samira sagte es ihrer Schwester. Sie sagte wiederum, dass sie zur HEILERIN gehen sollten. «Oh ja», sagte Samira.

Also gingen sie zur HEILERIN. Die HEILERIN sagte, Samira sei verflucht. Samira rollte eine Träne über die Wangen. Und noch eine. Und noch eine. Sie gestanden es ihrer Königin. Sie sagte, Samira sollte ... **DAS DORF VERLASSEN!!!**

Das gibt es ja nicht! Samira musste Glomania verlassen.

Lia ging mutig auf die Königin zu. Sie regte Lia so sehr auf, dass sie vor Wut sagte: «Scheren Sie sich zum Teufel!»

Daraufhin verbannte sie **AUCH LIA**.

Samira musste ihre Schwester selbst hinausziehen. Als Lia sich wieder beruhigte, packten sie ihre Sachen. Sie packten ein: Proviant, Werkzeug, ein Eimer, viel, viel Wasser, Salben und Medikamente, einen Kompass, Früchte und Gemüse, das Essen-Such-O-Fon* und noch Vieles mehr.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Die Zwillinge wechselten einen Blick. Sie öffneten die Tür ...

«Ufff», sagte Lia.

«Was 'Ufff'?», sagte Samira.

«Einfach 'Ufff'», sagte Lia.

Sie fingen an zu streiten.

«Heköm», räusperte sich die Gestalt.

«Ooo äää», machten die Geschwister.

Die HEILERIN stand in der Tür. Sie sagte, sie wisse, wie Samira ihre wahre Gestalt wieder bekommen könne. «Ihr müsst nur in jedem Königreich eine Spezialität holen», sagte die HEILERIN. Und hinter der HEILERIN erschienen sieben Türen. Die Zwillinge fassten sich an den Händen und gingen durch die erste Tür ins Wasserland.

Liebe Leserinnen und Leser, wenn ich jetzt alle Stationen mit grossen Details machen würde, wäre diese Geschichte einer der langweiligen Wälzer, die niemand lesen MÖCHTE!!! Darum kürze ich die Geschichte an dieser Stelle ab. Sieben-Land-Ende.

Nein, natürlich noch nicht ENDE! Das kommt erst noch. Also freue dich auf die nur ein bisschen abgekürzte Geschichte.

Lia und Samira sausten durch eine hell leuchtende Spirale. Dann waren sie auch schon da. Vom Wasserland brachten sie Wunschwasser, vom Dschungelland einen Kakadu – Bibo hiess der nämlich – vom Erdland Erde, aus der alle Samen spriessen und vom Wolkenland ein aufblasbares Himmelbett, vom Steinland einen Edelstein, vom Feuerland eine Flamme, die nie erlischt und vom Wetterland eine Regenbogenkette**.

Nach drei Wochen harter Arbeit und vier Tagen Fussmarsch haben Lia und Samira endlich Glomania erreicht. Sie

überreichten ihrer Königin den Käfig mit dem Kakadu und dem anderen Krimskrams, den sie sich von einer Zauberin kleingehext haben lassen und der nun augenblicklich wieder gross wurde. Und in diesem Moment, als sie die Königin anlächelte, wurde Samira wieder eine Elfe. Seitdem leben Samira und Lia wieder friedlich in ihrer Familie.

ENDE

Thalia, 3. Klasse

* *damit kann man Essen finden*

** *Da kann man drauf tippen und ein Regenbogen erscheint*

Hinter dieser Tür

Ich lag in meinem Bett kurz vor dem Einschlafen. Da tauchte in meinem Kopf die letzte Erinnerung an meinen Zwillingbruder vor einem Jahr auf. Es war an unserem Geburtstag. Der wohl schlimmste Tag in meinem Leben. Die Erinnerung war fürchterlich, doch sie spielte sich jeden Abend vor meinen Augen ab.

Wir waren wieder 13 und wieder einmal gestorben. Miteinander liefen wir vom Traumleben zurück in unser Hauptleben. Wenn wir einschliefen, lebten wir wie immer zusammen ein ganzes Leben durch, von der Geburt bis zu unserem Tod. Danach ging es weiter in einen grellen Gang, wo wir zurück in unser Hauptleben gezogen wurden. Durch die dunkle, holzige Tür, welche sich auf der Seite des Gangs befand, traten wir nie. Sie war so unheimlich und wir hielten uns von ihr fern. Zudem gab es irgendeinen Sog, der uns jedes Mal zurück in unser Hauptleben zog, vorbei an der Tür mit einem goldenen Türknauf. Mein Bruder Lynx lief hinter mir und ich war schon fast wieder wach, da bemerkte ich, dass er nicht mehr hinter mir war. Ich sah nur noch eine seiner Locken hinter genau dieser geheimnisvollen Tür verschwinden, die wir nie betreten wollten.

Als ich aufwachte, lief ich etwas besorgt zu meinem Bruder. Er schlief neben mir in einem Einzelbett, das wie meines neben 30 anderen stand. Wir lebten schon seit ich denken kann in einem Waisenhaus in Rye und konnten nicht über unsere Fähigkeit, im Schlaf mehrere Leben zu führen, sprechen. Dieses eine Mal, war ich jedoch zu neugierig und war bereit

das Risiko einzugehen, gehört zu werden. Als ich bei seinem Bett ankam, war Lynx immer noch nicht wach, also schlüpfte ich zu ihm unter die Decke und wartete. Die Minuten vergingen wie im Schneckentempo. Als ich zu ungeduldig wurde und aufstehen wollte, um mich bereit zu machen für den Tag, stiess ich mit meinen Füßen gegen meinen Bruder und bemerkte, dass er eiskalt war.

Plötzlich stellten sich meine Nackenhaare auf und es breitete sich ein ungutes Gefühl in meiner Magengrube aus. Als ich ihn genauer betrachtete, bemerkte ich, dass er beunruhigend reglos und zu bleich war. Ich war mir nicht sicher was los war, als sich alles anfang zu drehen und kurz darauf schwarz wurde. Das nächste, woran ich mich erinnern konnte, war, als ich in meinem Bett aufgewacht bin. Vor mir sass eine Frau in Uniform, die mich besorgt anschaute. Als ich sie genauer betrachtete, fiel mir auf, dass sie ein Namensschild trug. Es stand in Blockbuchstaben darauf:

DEPUTY CHIEF CONSTABLE J.SMITH.

J. Smith wollte mir ein paar Fragen stellen über Lynx. Wann ich ihn zuletzt gesehen hatte und wie es ihm psychisch ging. Ich starrte sie verständnislos an. Ich fragte sie, wo Lynx denn sei. Anstatt mir eine Antwort zu geben, intensivierte sie ihr fake Lächeln noch ein bisschen und ignorierte meine Frage komplett. Sie sah mich weiterhin ungeduldig an. Da plötzlich fiel mir wieder ein, wie Lynx durch die Tür verschwunden war und danach so... tot ausgesehen hatte.

Als Smith bemerkte, dass ich ihr keine Antwort geben würde, winkte sie Madisol, die Leiterin des Waisenhauses, hinüber, schenkte mir noch ein gleichgültiges Lächeln und kehrte mir den Rücken zu, um sich mit einem anderen Polizisten zu beschäftigen. Madisol sah mir kurz ins Gesicht und bemerkte meine Verwirrung und Besorgnis um meinen Bruder. Sie erklärte mir, dass mein Bruder tot in seinem Bett aufgefunden wurde, jedoch ohne irgendwelche äusseren Verletzungen. Mich fand man bewusstlos auf dem Boden neben seinem Bett. Obwohl ich es bereits vermutet hatte, schien mein Leben in sich zusammenzuberechnen. Ich konnte es nicht fassen. Mein Zwillingsbruder Lynx soll tot sein!

Ein paar Wochen später wurde Lynx Fall ungelöst ad Acta gelegt mit der Vermutung, dass mein Zwillingsbruder irgendeine Krankheit hatte, von der man nichts gewusst hatte.

Die aufsteigende Wut und Trauer zogen mich zurück in die jetzige Realität und zurück in mein Bett. Damals wie auch heute kann ich es den Behörden nicht abnehmen.

Ich habe es in meinen Gedanken schon so oft durchgespielt, was wohl alles geschehen würde, wenn ich Lynx durch die geheimnisvolle Tür folgen würde. Noch nie haben wir einen Geburtstag nicht zusammen gefeiert und Lynx fehlte mir unheimlich.

Ich hatte eh nichts mehr zu verlieren und beschloss, Lynx so nahe zu sein wie möglich. Ich beschloss heute im Traumleben durch die Holztür gehen.

Ich schlief ein und das ganze Leben, das ich durchlebte, ging unerträglich langsam vorbei. Als ich endlich starb, war die Tür schon ein paar Meter vor mir. Als ich sie genauer musterte, bemerkte ich erst ihre volle Pracht. Sie hatte sogar Schnitzereien im Türrahmen in Form von Efeublättern.

Ich trat wie mein Bruder Lynx auch durch die geheimnisvolle schwarze Tür. Ich kniff meine Augen zu in der Erwartung, dass ich Schmerzen oder irgendetwas anderes spüren würde. Es passierte nichts. Kein leichter Luftzug, keine beklemmenden Geräusche. Nur unheimliche Stille, durchbrochen durch den dumpfen Schlag der Tür, die hinter mir zufiel. Ich öffnete meine Fäuste, die ich unbewusst geballt hatte und öffnete meine haselnussbraunen Augen, nur um in die komplette Finsternis zu blicken. Ich hatte Zombies, Feuer, ein Raum voller Messer und Blut oder irgendetwas anderes Gefährliches oder Furchteinflössendes erwartet. Aber da war einfach Nichts. Ich wischte mir meine schweissigen Handflächen an meinen olivgrünen Cargohosen ab und entschloss mich, mich auf die Suche nach dem Grund für den Tod meines Bruders zu machen.

Ich war überzeugt, dass er etwas mit dieser Tür und diesem Ort, an dem ich stand, zu tun hatte. Ich nahm einen zögernden Schritt nach vorn. Dann noch einen und noch einen dritten, da wurde der Ort, den ich jetzt als einen engen Gang mit vielen Abzweigungen erkennen konnte, mit Licht durchflutet. Es war kein gewöhnliches Licht. Es waren ganz viele Fäden in verschiedensten Farbtönen, die in der Luft schwebten. Sie leuchteten und erhellten die Finsternis.

Doch es waren keine Fäden, mit denen man häkeln würde, sondern mehr Linien aus etwas, das aussah, wie ich mir Feenstaub vorstellte. Ganz viele kleine Körner. Jeder Faden aus Körner hatte eine Farbe. Es gab indigoblau, weinrot, neonpink, dunkelgrün, königsblau, schneeweiss, pastelpink, kobaldblau und Fäden in der Farbe von Bernstein. Man konnte jede Farbe, die man sich denken konnte, sehen. Die Feenstaub-Linien überkreuzten sich.

Jeder Faden zeigte einen Weg. Was ich vor mir sah, glich nichts, was ich in meinem Leben je gesehen hatte. Es war atemberaubend. Ich fragte mich, wohin ich gehen sollte, welchem Weg ich folgen sollte, da stach mir ein smaragdgrüner Weg ins Auge. Es war exakt dieselbe Farbe wie Lynx's Augen. Unsere Augenfarbe war das Einzige, was an uns wirklich anders war. Unsere dunkelbraunen und gelockten Haare, unsere kleinen krummen Finger, unser Muttermal an unseren Kiefern und unsere Liebe für Chucks. Für Aussenstehende waren wir praktisch ein und dieselbe Person. Nur einmal als Mädchen und einmal als Junge.

Der smaragdgrüne Faden war eins zu eins dieselbe Farbe wie Lynx's Augen und da ich keine andere Idee hatte, wohin ich gehen sollte, folgte ich dem grünen Feenstaub-Faden.

Er führte nach ein paar Metern nach rechts, dann bog er nach links ab und endete in einem breiten Gang mit hunderten von Türen. Plötzlich übermannte mich der Drang durch die siebte Tür auf der rechten Seite zu treten.

Dass dann alles gut wäre, dass das Gefühl der Leere, das schon seit dem Tod meiner Eltern in meinem Brustkorb lebte und sich nur noch verdoppelt hatte seit Lynx's Tod, verschwinden würde.

Ich atmete tief ein. Ein: Eins, zwei, drei. Aus: Eins, zwei, drei. Dann stiess ich die Tür auf. Man würde denken, nach der wunderschönen Dunkelheit mit dem Feenstaub, dass es wieder ein atemberaubender Ort wäre, aber im Gegenteil. Alles war grau und düster, doch als ich genauer hinblickte, konnte ich ein Dorf in der Ferne erkennen. Die Häuser waren wie der Himmel, das Gras und alles andere um mich herum grau.

Ich rannte zu den Häusern. Als ich bei der ersten Häuserreihe ankam, verfiel ich in ein gemächliches Gehen. Ich sah lange keine Menschenseele, bis ich eine Gestalt um die Ecke huschen sah. Ich folgte ihr möglichst unauffällig.

Da erblickte ich vier verschiedene Mädchen. Sie hatten alle aschfahle Haut, graue Kleider, graue Augen und ihre Haare sahen aus, als ob die Asche eines Feuers über ihre Köpfe geschüttet wurde. Sie flüsterten sich gegenseitig Sachen zu und zeigten auf mich. Ich schnappte ein paar Wörter auf und beim Wort "Lynx" horchte ich auf und lief zu den Mädchen. Ich schätzte sie so um die 13 Jahre alt.

Ich fragte sie: „Kennt ihr ihn? Wo ist er? Geht's ihm gut?“ Das eine Mädchen äusserte sich neugierig: „Du kennst ihn also? Wir dachten, du siehst ihm verblüffend ähnlich und du hast wie er Farbe. Niemand sonst hat hier Farbe.“

Ein anderes Mädchen zog mich an meiner Hand und meinte:
„Ich bring dich zu ihm!“

Sie führte mich bis in den Dorfkern, wo ein grosses, graues Haus stand, in das sie mich hineinführte. Es sah wie eine Bibliothek aus. Neben den Büchern gab es auch viele Sessel und Sofas. Alles auch grau. Und da, auf einem Sofa eingekuschelt, sass Lynx! Seine Haare waren zerzaust und er hatte ein Buch in der Hand. Als das Mädchen, das mich zu ihm geführt hatte, seinen Namen rief, bemerkte ich erst, dass ich wie erstarrt stehen geblieben war. Er drehte sich zu uns um und als er uns sah, flüsterte er mit Unglauben in der Stimme: „Bridget?“ Er breitete seine Arme für mich aus. Ich flog in sie und hielt ihn so fest, dass ich überzeugt war, dass er nicht mehr atmen konnte. Ich bemerkte die heissen Tränen, die mir die Wangen hinunter liefen. Er hielt mich eine Armlänge von sich entfernt, um mich zu mustern. Ich habe einen grossen, nassen Fleck auf seinem Pullover hinterlassen, dort, wo ich mein Gesicht in seiner Schulter vergraben hatte.

Ich hatte so viele Fragen, doch stellte keine. Ich war im Moment einfach nur froh, meinen toten Zwilling wieder zu haben. Mein Bruder zog mich wieder an sich und aufs Sofa. Die Mädchen waren verschwunden. Nach einem Moment der Stille fing Lynx an, mir alles zu erzählen. Er war durch die Tür getreten, ohne zu wissen warum. Als er die Lichter sah, lief er einfach darauf los. Er war wie ich von der siebten Tür angezogen worden. Natürlich war er auch ins Dorf gelaufen. Die Leute hier hatten ihm erklärt, dass dieser Ort das Leben nach dem Tod war. Darum war alles grau.

Alle Menschen hier blieben in dem Alter, in dem sie gestorben waren und man wurde dem Dorf seines Todesalters zugeteilt. Also waren alle Menschen in diesem Dorf 13. Ihm wurde erzählt, dass alle Jahrhunderte eine Person wie wir geboren wird, die Tausende von Leben führen konnte und manchmal trat die Person durch die Holztür, um das Leben nach dem Tod zu besuchen. Dadurch, dass wir nicht richtig gestorben sind, aber hier waren, waren wir tot in unserem Hauptleben. Darum waren wir die Einzigen, die farbig waren und nicht grau. Es gab nur einen Weg aus diesem düsteren Ort raus und wenn wir durch die Tür liefen, würden wir damit unsere Fähigkeiten aufgeben müssen.

Ich sah Lynx fassungslos an. Halb in der Erwartung, er würde es doch noch als Witz abtun. Doch er tat es nicht. Am Ende seiner Erklärung fügte er leise hinzu: „Ich würde so gerne wieder nach Hause, aber es hat sich bis jetzt so falsch angefühlt, meine Fähigkeiten, aufzugeben, obwohl du sie immer noch besitzt.“ Ich nahm seine Hand in meine und sagte: „Wir können nach Hause. Mir sind unsere Fähigkeiten egal. Hauptsache ich habe dich wieder.“

Lynx verabschiedete sich von den wichtigsten Leuten, die er hier kennengelernt hatte, bevor wir uns auf den Weg zur Tür machten. Sie war dieselbe Elegante, wie die im grellen Gang. Lynx sah mich an und fragte: „Bereit?“ Ich nickte nur und wir stiessen die Tür auf. Als wir durchtraten, war es derselbe Gang wie der, den wir jedes Mal nach einem Traumleben durchschritten.

Als wir aufwachten und ich an mir heruntersah, bemerkte ich, dass ich dasselbe Pyjama anhatte, wie in der Nacht als Lynx starb. Als ich mich nach Lynx umsah, war er im Bett neben mir und grinste mich an und formte mit den Lippen: „Es hat funktioniert!“ Als Madisol durch die Tür trat, bemerkte ich, dass sie eindeutig weniger graue Haare hatte als in meiner letzten Erinnerung. Das konnte nur etwas bedeuten:

Ich und Lynx waren wieder 13 Jahre alt wie am Morgen seines Todes, einfach mit der Erinnerung an alles, was passiert war in unserem Traumleben. Dieses kleine Detail hatte mein Zwilling wohl vergessen zu erwähnen.

Dorcas Maurice, 6. Klasse

Hinter dieser Tür

«Fritz, komm jetzt gerade in dein Zimmer!», ruft die Mutter, «alle Schleichtiere liegen in deinem Zimmer herum.» Fritz antwortet: «Ich komme! Mama, kannst du mir helfen? Ich muss bald zur Schule!» Zusammen räumen sie das Zimmer auf. Alle Schleichtiere kommen in die Kiste. Alle Kleider kommen in den Schrank. In der Eile bleibt der Schrank offen. Mama und Fritz gehen zusammen aus dem Haus.

In der Kiste bewegt sich etwas. Als die Schleichtiere, es sind alles Walddiere, hören, dass die Tür zu gegangen ist, fangen sie an zu reden.

Der Dachs geht gerade zu seinem Freund Fuchs. Der Fuchs ist nämlich der Chef des ganzen Waldes. Da entdecken die beiden das Eichhörnchen.

Es sagt: «Hallo ihr zwei Unwichtigen aus dem Wald. Also ich bin der Chef hier in diesem ganzen Wald.»

Der Fuchs kritisiert: «Ich glaube, du hast da jemanden verwechselt. Ich bin der Chef!»

Das Eichhörnchen gibt zu: «Du hast recht!»

Der Hirsch sagt: «Komm wir gehen aus der Kiste.»

Aber die Ameise sagt: «Wir haben doch noch gar nicht Zmorgen gegessen.»

Der Dachs sagt: «Wir könnten ja den Zmorgen einpacken.»

Die Kaninchen springen gerade aus der Kiste. Ihre Eltern müssen sie wieder zurückholen, weil es könnte ja etwas Gefährliches im Schrank drin haben.

Der Hirsch erklärt: «Aber der Fritz holt ja die ganze Zeit seine Kleider aus dem Schrank. Das ist bestimmt nicht gefährlich.»

Das Reh sagt: «Es kann ja nur JEMAND gehen.»

Der Dachs reklamiert: «Wenn jemand allein geht, könnte er die Orientierung verlieren und kommt nicht mehr zurück.»

Der Fuchs behauptet: «Wir gehen alle zusammen, weil dann bleiben wir auch zusammen.»

Alle Tiere klettern aus der Kiste. Sie gehen schnurstracks zum Schrank. Sie klettern alle hintereinander auf der Naht vom Hosenbein in den Schrank. Im Schrank ist es dunkel. Dort entdeckt eines der kleinen Kaninchen einen Sonnenstrahl, der durch die hintere Schrankwand scheint.

Alle Tiere gehen zum Sonnenlicht. Dort hat es eine kleine Öffnung. Sie gehen alle schnurstracks dort hin. Sie öffnen eine kleine Tür. Was ist wohl hinter dieser Tür?

«Wow, da hat es ja eine Savanne!» Alle laufen langsam hinein in die Savanne. Boah! Da springen ja fünf Zebras! Und da sitzen sieben Löwen! Und da ist eine Giraffe! Alle Waldtiere staunen. Sie wollen bleiben und ihre Freunde werden. Das Reh sucht grünes Gras und der Fuchs sucht einen schönen Baum, um sich zu verstecken.

Da kommt ein Zebra auf die Waldtiere zu. Die Ameise schreit: «Hilfe!»

Das Zebra erklärt: «Ich will euch doch nur die Savanne zeigen.»

Alle Waldtiere laufen fröhlich dem Zebra hinterher. Sie sehen sooo viele tolle Sachen. Plötzlich bemerkt das Zebra, dass es langsam dunkelt.

Es meint: «Ihr müsst schlafen gehen.» Die Waldtiere stimmen zu.

Also gehen sie wieder zurück zum Schrank. Sie verabschieden sich und schlüpfen durch die kleine Tür im Schrank.

Sie hören ein Schnarchen. Alle wissen, das ist Fritz, der schon schläft. Sie klettern alle hintereinander auf der Naht vom Hosenbein aus dem Schrank wieder in die Kiste rein.

Das war das schönste Abenteuer, das sie je hatten. Das möchten sie unbedingt wiederholen!

Felix, 2. Klasse

Die geheimnisvolle Tür

Hallo, ich bin Jona, ich bin 13 Jahre alt und lebe in der Schweiz. Im Moment gehe ich noch in die 6. Klasse, aber bald beginnen die Sommerferien und dann gehe ich in die erste Sek. Ich und meine beste Freundin Marie kommen sogar in dieselbe Klasse. Wir kennen uns schon, seit sie mit ihrer Familie neben uns eingezogen ist. Das war vor etwa 9 Jahren. Wir haben beide echt grosse Häuser. Ich habe bei uns zu Hause sogar das grösste Zimmer, was echt cool ist, denn sonst bekommen meine Zwillingbrüder Max und Tommy immer alles. In einer Woche sind Sommerferien. Wir gehen zu unserer Grossmutter Linda. Sie lebt in einem Haus, in dem schon viele Generationen unserer Familie lebten. Ihr Haus ist mitten in der Pampa. Bei ihr hat man noch nicht mal Netz. Naja, wie dem auch sei, ich muss jetzt in die Schule.

1 Woche später

Juhu, endlich Sommerferien! Ich würde ja am liebsten etwas Tolles mit Marie unternehmen, aber ich muss packen, denn wir fahren ja schon morgen zu Oma Linda. Nach einigen Stunden bin ich endlich fertig mit packen und kann mit Marie raus gehen. Wir treffen uns in 10 Minuten bei ihr im Baumhaus, das ist nämlich unser Hauptquartier. Marie erzählt mir gerade, was sie in den Sommerferien macht. Sie geht nämlich auf ein Kreuzfahrtschiff mit Rutsche und Pool. Da bin ich schon ein bisschen neidisch.

Am nächsten Morgen wache ich voller Freude auf, bis mir in den Sinn kommt, dass wir heute ja zu Oma Linda fahren.

Naja, also wenn ich ehrlich bin, dann freue ich mich schon ein bisschen auf sie, aber ich würde trotzdem lieber etwas Cooles mit Marie unternehmen. Plötzlich ruft meine Mutter, ich soll herunterkommen, wir fahren jetzt los. Ich schnappe mir noch schnell meine Kette, welche mir Oma zu meinem 12-ten Geburtstag schenkte, und stolpere die Treppe hinunter. Nach ca. 2.5 h kommen wir endlich an. Lauter Polizeiwagen stehen vor Omas Haus! Was ist passiert? Ich steige aus dem Auto, die Tränen sind schon nah. Was, wenn etwas ganz Schlimmes passiert ist?! Der eine Polizist kommt auf meine Mutter zugezottelt und fragt sie, ob sie die Tochter von Linda Maria Hildegard ist. Meine Mutter antwortet mit einer zitternden Stimme: «Ja, das bin ich. Wieso, ist etwas mit ihr?» Der Polizist antwortet daraufhin: «Ihre Mutter wurde vor einigen Tagen tot auf ihrem Sofa aufgefunden. Es tut mir sehr leid, mein Beileid.»

Als ich höre, was der Polizist sagt, breche ich in Tränen aus, ich fühle mich schlecht, weil ich nicht schon im Herbst Oma Linda besuchen wollte. Wegen mir kommen wir sie erst jetzt besuchen.

Monate später wohnen wir in Omas Haus, weil wir die Tradition nicht brechen wollen. Meine Mutter hat in letzter Zeit viel zu tun. Sie muss oft ins Gemeindehaus, um Sachen zu klären wegen Oma. Deshalb sind ich und meine Zwillingbrüder hin und wieder alleine und können Kartons auspacken. Ich mache aber auch oft Facetime mit Marie und zeige ihr das Haus. Im Keller gibt es eine Tür, die verschlossen ist. Sie ist so blau wie der Himmel und hat einen weissen Rahmen. Auf der Tür sind

fünf so komische Zeichen eingeritzt. Ich kann aber nicht erkennen, was sie bedeuten.



Ich mache mich auf die Suche nach dem Schlüssel, doch ich kann ihn nicht finden. Langsam habe ich keine Geduld mehr und setze mich auf den Boden. Plötzlich plumpst etwas aus meiner Pullovertasche. Es ist meine Kette, die ich von Oma bekommen habe. Gerade als ich sie wieder versorgen will, fällt mir auf, dass an der Kette ja ein Schlüssel befestigt ist. Ich habe mich schon immer gefragt, für was der wohl sein mag. Mir fällt auf, dass der Schlüssel dieselben Zeichen wie die Tür hat. Das muss doch der passende Schlüssel sein! Aber was, wenn Oma wusste, dass sie sterben würde und den Schlüssel einer Person geben wollte, welcher sie vertraut? Das heisst, sie vertraut mir? Oder das ist alles einfach nur Zufall. Egal, was auch dahintersteckt, ich will jetzt herausfinden, ob das mit den Zeichen auch nur Zufall ist oder ob der Schlüssel passt.

Ich stecke den Schlüssel also in das Schlüsselloch und... er passt! Ich drehe den Schlüssel zweimal nach rechts. Das Schloss ist geknackt! Ich mache vorsichtig die Tür auf, dahinter ist ein leerer Raum. Wartet mal, ganz leer ist er nicht, am Boden liegt irgendetwas. Ich nähere mich langsam, ein Brief? Ich öffne den Brief vorsichtig und dort drin steht:

Liebe Lona

Ich wusste schon seit Längerem, dass ich sterben werde. Aus diesem Grund habe ich dir die Kette mit dem Schlüssel geschenkt, damit du diesen Brief einmal finden wirst.

Ich habe noch ein paar letzte Worte an dich: „Folge den roten Lichtern.“

Ich habe dich ganz doll lieb und ich werde immer über dich wachen.“

Deine Oma

Ich habe schon wieder Tränen in den Augen. Was meint sie wohl mit «Folge den roten Lichtern?» Ich blicke hoch. Da sind tatsächlich rote Lichter! Die waren vorhin noch nicht da. Ich stehe auf und folge den roten Lichtern, wie es Oma schrieb. Der Weg führt in den Garten. Unter unserer grossen Tanne hört der Weg auf. Es gibt keine weiteren roten Lichter. Auf einmal taucht etwas Helles am Himmel auf. Es rast auf mich zu. Ich trete ein wenig zurück und bete mit geschlossenen Augen, dass es meine Grossmutter ist, die Abschied nehmen möchte. Tatsächlich, ich mache meine Augen auf und sehe Oma oder zumindest ihr Geist. Sie kommt auf mich zu und sagt: «Ich sehe, du hast meinen Brief gelesen und bist den roten Lichtern gefolgt.»

Ich sage daraufhin mit Tränen in den Augen: «Ja, Oma, es tut mir so leid, dass ich dich nicht schon im Herbst besuchen wollte. Aber sag mal, wieso bist du eigentlich hier, du bist doch gestorben?» Meine Grossmutter antwortet nicht. Ich nehme sie in den Arm, mache meine Augen zu und drücke sie ganz doll. Langsam merke ich, wie sich Omas Körper auflöst und in den Himmel zurückkehrt. Als ich meine Augen wieder öffne, stehe ich alleine unter der ausgetrockneten Tanne und weine.

Eine Woche später bei der Beerdigung weine ich zwar immer noch die ganze Zeit, aber ich weiss innerlich, dass Oma jetzt bestimmt an einem Ort ist, wo es ihr gut geht.

Sophia, 6. Klasse